

Ethica 2016

Enquete des Instituts für Religion und Frieden

„Soldier, Warrior, Killer?“ Soldatenbild und militärische Kulturen im 21. Jahrhundert

Institut für Religion und Frieden

<http://www.irf.ac.at>



IMPRESSUM

Amtliche Publikation der Republik Österreich/ Bundesminister für Landesverteidigung und Sport

MEDIENINHABER, HERAUSGEBER UND HERSTELLER:

Republik Österreich/ Bundesminister für Landesverteidigung und Sport, BMLVS, Roßauer Lände 1, 1090 Wien

REDAKTION: Christian Wagnsonner

Stranzenberggasse 9B, 1130 Wien, Tel.: +43/1/512 32 57

ERSCHEINUNGSJAHR: 2016

DRUCK:

BMLVS, Heeresdruckerei, Kaserne Arsenal, Objekt 12, Kelsenstraße 4, 1030 Wien

ISBN: 978-3-902761-31-6

Ethica 2016

Enquete des Instituts für Religion und Frieden

„Soldier, Warrior, Killer?“ Soldatenbild und militärische Kulturen im 21. Jahrhundert

Beiträge zur Enquete des Instituts für Religion und Frieden
am 28. Oktober 2015 in Wien

Institut für Religion und Frieden

<http://www.irf.ac.at>

Inhalt

Editorial	7
<i>Papst Franziskus</i> Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2016 „Überwinde die Gleichgültigkeit und erringe den Frieden“	9
<i>Leopold Neubold</i> Kommentar zur Weltfriedensbotschaft 2016: „Überwinde die Gleichgültigkeit und erringe den Frieden“	27
<i>Peter Olstboorn</i> Virtue Ethics in the Military	45
<i>Thomas R. Elßner</i> Selbst- und Fremdwahrnehmung deutscher Bundeswehr- soldaten durch Kampfeinsätze und nach Aussetzung der Wehrpflicht im Umbruch?	63
<i>Nikolaus Egger, Andreas Kastberger</i> Unteroffizierskorps und Bildung	79
<i>Christian Wagnsonner</i> Enquete des Instituts für Religion und Frieden, 27.-28. Oktober 2015	101

Editorial

Neben der Weltfriedensbotschaft 2016 von Papst Franziskus „Überwinde die Gleichgültigkeit und erringe den Frieden“ und einem Kommentar zu diesem Text von Univ.-Prof. Dr. Leopold Neuhold umfasst die Ethica 2016 zwei internationale und einen nationalen Beitrag zur Thematik der Enquete des Instituts für Religion und Frieden 2015:

Dr. Peter Olsthoorn, Dozent an der Niederländischen Verteidigungsakademie für militärische Führung und Ethik, untersucht den Stellenwert der Tugendethik im militärischen Kontext.

Prof. Dr. Thomas R. Elßner vom Zentrum Innere Führung in Koblenz stellt die Frage nach Auswirkungen der Kampfeinsätze und der Aussetzung der Wehrpflicht auf Selbst- und Fremdwahrnehmung deutscher Soldaten.

Im letzten Artikel beleuchten Bgdr Mag. Nikolaus Egger und ObstdhmfD Mag. Andreas Kastberger von der Heeresunteroffiziersakademie in Enns das aktuelle System der Aus-, Fort- und Weiterbildung der Unteroffiziere des Österreichischen Bundesheers, besonders im Blick auf die Allgemeinbildung.

Papst Franziskus

Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2016

„Überwinde die Gleichgültigkeit und erringe den Frieden“

1. Gott ist nicht gleichgültig! Für Gott ist die Menschheit wichtig, Gott verlässt sie nicht! Mit dieser meiner tiefen Überzeugung möchte ich zu Beginn des neuen Jahres meine Glückwünsche verbinden: Im Zeichen der Hoffnung wünsche ich reichen Segen und Frieden für die Zukunft eines jeden Menschen, jeder Familie, jedes Volkes und jeder Nation der Erde sowie für die Zukunft der Staatsoberhäupter, der Regierungen und der Verantwortungsträger der Religionen. Wir verlieren nämlich nicht die Hoffnung, dass sich im Jahr 2016 alle entschieden und zuversichtlich dafür engagieren, auf verschiedenen Ebenen die Gerechtigkeit zu verwirklichen und für den Frieden zu arbeiten. Ja, dieser Friede ist Gabe Gottes und Werk der Menschen – Gabe Gottes, die aber allen Männern und Frauen anvertraut ist: Sie sind berufen, ihn zu verwirklichen.

Die Gründe zur Hoffnung bewahren

2. Kriege und terroristische Aktionen mit ihren tragischen Folgen, Entführungen, ethnisch und religiös motivierte Verfolgungen und Machtmissbrauch haben das vergangene Jahr von Anfang an bis zu seinem Ende charakterisiert und sich in zahlreichen Regionen der Welt so vervielfältigt, dass sie die Züge dessen angenommen haben, was man einen „dritten Weltkrieg in Abschnitten“ nennen könnte. Doch einige Ereignisse der vergangenen Jahre und des gerade verbrachten Jahres regen mich an, im Hinblick auf das neue Jahr wieder dazu aufzufordern, die Hoffnung auf die Fähigkeit des Menschen, mit Gottes Gnade das Böse zu überwinden, nicht zu verlieren und sich nicht der

Resignation und der Gleichgültigkeit hinzugeben. Die Ereignisse, auf die ich mich beziehe, zeigen die Fähigkeit der Menschheit zu solidarischem Handeln, jenseits von individualistischen Interessen, von Apathie und Gleichgültigkeit gegenüber schwierigen Situationen.

Unter diesen möchte ich die Anstrengung erwähnen, die unternommen wurden, um das Treffen der weltweiten *Leader* im Rahmen der COP21 zu erleichtern, mit dem Ziel, neue Wege zur Bewältigung des Klimawandels und zur Sicherung des Wohls der Erde, unseres gemeinsamen Hauses, zu suchen. Und das verweist auf zwei vorangegangene Ereignisse auf globaler Ebene: auf das Gipfeltreffen von Addis Abeba, um Mittel für die nachhaltige Entwicklung der Welt zu sammeln, und auf die Annahme der Agenda 2030 für Nachhaltige Entwicklung durch die Vereinten Nationen, die den Zweck verfolgt, bis zu jenem Jahr allen – und vor allem den armen Bevölkerungen des Planeten – ein würdigeres Dasein zu sichern.

Für die Kirche war 2015 ein besonderes Jahr, auch weil es den fünfzigsten Jahrestag der Veröffentlichung zweier Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils markierte, die besonders aussagekräftig den Sinn der Kirche für die Solidarität mit der Welt wiedergeben. Papst Johannes XXIII. wollte zu Beginn des Konzils die Fenster der Kirche aufreißen, damit die Kommunikation zwischen ihr und der Welt offener sei. Die beiden Dokumente – *Nostra aetate* und *Gaudium et spes* – sind ein beispielhafter Ausdruck der neuen Beziehung des Dialogs, der Solidarität und der Begleitung, welche die Kirche innerhalb der Menschheit einführen wollte. In der Erklärung *Nostra aetate* wird die Kirche aufgefordert, sich dem Dialog mit den nicht christlichen Religionen zu öffnen. In der Pastoralen Konstitution *Gaudium et spes* wollte die Kirche, da »Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, [...] auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi«¹ sind, einen Dialog mit der Menschheitsfamilie über die Probleme der Welt aufnehmen, als ein Zeichen der Solidarität und der respektvollen Zuneigung.²

¹ Zweites Vatikanisches Konzil, Past. Konst. *Gaudium et spes*, 1.

² Vgl. *ibd.*, 3.

Aus derselben Perspektive möchte ich mit dem Jubiläum der Barmherzigkeit die Kirche einladen zu beten und zu arbeiten, damit alle Christen in sich ein demütiges und mitfühlendes Herz heranreifen lassen, das fähig ist, die Barmherzigkeit zu verkünden und zu bezeugen; das fähig ist, »zu vergeben und [sich] selbst hinzugeben«; das fähig ist, sich zu öffnen »für alle, die an den unterschiedlichsten existenziellen Peripherien leben, die die moderne Welt in oft dramatischer Weise hervorbringt«, und nicht absinkt »in die Gleichgültigkeit, die erniedrigt, in die Gewohnheit, die das Gemüt betäubt und die verhindert etwas Neues zu entdecken, in den Zynismus, der zerstört«³.

Es gibt vielerlei Gründe, an die Fähigkeit der Menschheit zu glauben, gemeinsam zu handeln, in Solidarität und unter Anerkennung der gegenseitigen Bindung und Abhängigkeit, und dabei die schwächsten Glieder sowie die Wahrung des Gemeinwohls besonders im Auge zu haben. Diese Haltung einer solidarischen Mitverantwortung ist die Basis für die grundlegende Berufung zu Geschwisterlichkeit und Gemeinschaftsleben. Die Würde und die zwischenmenschlichen Beziehungen gehören wesentlich zum Menschen, den Gott ja als sein Abbild und ihm ähnlich erschaffen wollte. Als Geschöpfe, die mit einer unveräußerlichen Würde begabt sind, existieren wir in Beziehung zu unseren Brüdern und Schwestern, denen gegenüber wir eine Verantwortung tragen und uns solidarisch verhalten. Ohne diese Beziehung würde man weniger menschlich sein. Gerade deshalb stellt die Gleichgültigkeit eine Bedrohung für die Menschheitsfamilie dar. Während wir uns auf den Weg in ein neues Jahr begeben, möchte ich alle einladen, diesen Sachverhalt zu erkennen, um die Gleichgültigkeit zu überwinden und den Frieden zu erringen.

Einige Formen der Gleichgültigkeit

3. Gewiss, die Haltung des Gleichgültigen – dessen, der sein Herz verschließt, um die anderen nicht in Betracht zu ziehen, der die Augen schließt, um nicht zu sehen, was ihn umgibt, oder ausweicht, um

³ Verkündigungsbulle des Außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit *Misericordiae Vultus*, 14-15.

nicht von den Problemen anderer berührt zu werden – kennzeichnet einen Menschentyp, der ziemlich verbreitet und in jeder geschichtlichen Epoche anzutreffen ist. Doch in unseren Tagen hat sie entschieden den individuellen Bereich überschritten, um eine globale Dimension anzunehmen und das Phänomen der „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ zu erzeugen.

Die erste Form der Gleichgültigkeit in der menschlichen Gesellschaft ist die gegenüber Gott, aus der auch die Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten und gegenüber der Schöpfung entspringt. Es ist dies eine der schwerwiegenden Nachwirkungen eines falschen Humanismus und des praktischen Materialismus in Kombination mit einem relativistischen und nihilistischen Denken. Der Mensch meint, der Urheber seiner selbst, seines Lebens und der Gesellschaft zu sein. Er fühlt sich unabhängig und trachtet nicht nur danach, den Platz Gottes einzunehmen, sondern völlig ohne Gott auszukommen. Folglich meint er, niemandem etwas schuldig zu sein außer sich selbst, und beansprucht, nur Rechte zu besitzen⁴. Gegen dieses irrtümliche Selbstverständnis des Menschen erinnerte Benedikt XVI. daran, dass weder der Mensch, noch seine Entwicklung in der Lage sind, sich selbst ihren letzten Sinn zu geben⁵. Und vor ihm hatte Paul VI. bekräftigt: »Nur jener Humanismus also ist der wahre, der sich zum Absoluten hin öffnet, in Dank für eine Berufung, die die richtige Auffassung vom menschlichen Leben schenkt.«⁶

Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten nimmt verschiedene Gesichter an. Es gibt Menschen, die gut informiert sind, Radio hören, Zeitungen lesen oder Fernsehprogramme verfolgen, das aber mit innerer Lauheit tun, gleichsam in einem Zustand der Gewöhnung. Diese Leute haben eine vage Vorstellung von den Tragödien, welche die Menschheit quälen, fühlen sich aber nicht betroffen, spüren kein Mitleid. Das ist die Haltung dessen, der Bescheid weiß, aber den Blick, das Denken und das Handeln auf sich selbst gerichtet hält. Leider müssen wir feststellen, dass die Zunahme der Informationen

⁴ Vgl. Benedikt XVI., Enzyklika *Caritas in veritate*, 43.

⁵ Vgl. *ibd.*, 16.

⁶ Enzyklika *Populorum progressio*, 42.

gerade in unserer Zeit von sich aus keine Zunahme an Aufmerksamkeit für die Probleme bedeutet, wenn sie nicht mit einer Öffnung des Bewusstseins im Sinn der Solidarität einhergeht⁷. Ja, sie kann eine gewisse Sättigung nach sich ziehen, die betäubt und den Ernst der Probleme einigermaßen relativiert. »Einige finden schlicht Gefallen daran, die Armen und die armen Länder mit ungebührlichen Verallgemeinerungen der eigenen Übel zu beschuldigen und sich einzubilden, die Lösung in einer ‚Erziehung‘ zu finden, die sie beruhigt und in gezähmte, harmlose Wesen verwandelt. Das wird noch anstößiger, wenn die Ausgeschlossenen jenen gesellschaftlichen Krebs wachsen sehen, der die in vielen Ländern – in den Regierungen, im Unternehmertum und in den Institutionen – tief verwurzelte Korruption ist, unabhängig von der politischen Ideologie der Regierenden.«⁸

In anderen Fällen zeigt sich die Gleichgültigkeit in Form eines Mangels an Aufmerksamkeit gegenüber der umliegenden Wirklichkeit, besonders der weiter entfernten. Einige Menschen ziehen es vor, nicht zu suchen, sich nicht zu informieren, und leben ihren Wohlstand und ihre Bequemlichkeit in Taubheit gegenüber dem schmerzvollen Aufschrei der leidenden Menschheit. Fast ohne es zu bemerken, sind wir unfähig geworden, Mitleid mit den anderen, mit ihrem Unglück zu empfinden. Wir haben kein Interesse daran, uns um sie zu kümmern, als sei das, was ihnen geschieht, eine uns fern liegende Verantwortung, die uns nichts angeht⁹. So kommt es, dass wir, »wenn es uns gut geht und wir uns wohl fühlen, die anderen gewiss vergessen (was Gott Vater niemals tut); dass wir uns nicht für ihre Probleme, für ihre Leiden und für die Ungerechtigkeiten interessieren, die sie erdulden... Dann verfällt unser Herz der Gleichgültigkeit: Während es mir relativ gut geht und ich mich wohl fühle, vergesse ich jene, denen es nicht gut geht«¹⁰.

⁷ »Die zunehmend globalisierte Gesellschaft macht uns zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern. Die Vernunft für sich allein ist imstande, die Gleichheit unter den Menschen zu begreifen und ein bürgerliches Zusammenleben herzustellen, aber es gelingt ihr nicht, Brüderlichkeit zu schaffen« (Benedikt XVI., Enzyklika *Caritas in veritate*, 19).

⁸ Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 60.

⁹ Vgl. *ibd.*, 54.

¹⁰ *Botschaft zur österlichen Bußzeit 2015*.

Da wir in einem gemeinsamen Haus leben, dürfen wir nicht unterlassen uns zu fragen, wie es um seine Gesundheit steht – in der Enzyklika *Laudato si'* habe ich das zu tun versucht. Die Verschmutzung von Wasser und Luft, die wahllose Ausbeutung der Wälder, die Zerstörung der Umwelt sind oft Frucht der Gleichgültigkeit des Menschen gegenüber den anderen, denn alles steht miteinander in Beziehung. Wie auch das Verhalten des Menschen gegenüber den Tieren seine Beziehungen zu den anderen beeinflusst¹¹ – ganz zu schweigen von denen, die sich erlauben, woanders das zu tun, was sie im eigenen Hause nicht zu tun wagen¹².

In diesen und anderen Fällen verursacht die Gleichgültigkeit vor allem Verschlossenheit und Teilnahmslosigkeit und trägt so schließlich zum Fehlen von Frieden mit Gott, mit dem Nächsten und mit der Schöpfung bei.

Die Bedrohung des Friedens durch die globalisierte Gleichgültigkeit

4. Die Gleichgültigkeit gegenüber Gott überschreitet den persönlichen und geistigen Bereich des Einzelnen und greift auf den öffentlichen und gesellschaftlichen Bereich über. So bemerkte Benedikt XVI.: Es gibt »eine enge Verbindung zwischen der Verherrlichung Gottes und dem Frieden der Menschen auf Erden«¹³. Denn »ohne eine Offenheit auf das Transzendente hin wird der Mensch tatsächlich leicht zur Beute des Relativismus, und dann fällt es ihm schwer, gerecht zu handeln und sich für den Frieden einzusetzen«¹⁴. Das Vergessen und die Leugnung Gottes, die den Menschen dazu verleiten, keinen Maßstab mehr über sich anzuerkennen und nur sich selbst zum Maßstab zu nehmen, haben maßlose Grausamkeit und Gewalt hervorgebracht¹⁵.

¹¹ Vgl. Enzyklika *Laudato si'*, 92.

¹² Vgl. *ibd.*, 51.

¹³ *Ansprache beim Neujahrsempfang für die Mitglieder des beim Heiligen Stuhl akkreditierten Diplomatischen Corps* (7. Januar 2013).

¹⁴ *Ebd.*

¹⁵ Vgl. Benedikt XVI., *Ansprache am Tag der Reflexion, des Dialogs und des Gebets für Frieden und Gerechtigkeit auf der Welt* (Assisi, 27. Oktober 2011).

Auf individueller und gemeinschaftlicher Ebene nimmt die Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten – eine Tochter der Gleichgültigkeit gegenüber Gott – die Züge der Trägheit und der Teilnahmslosigkeit an. Diese bilden einen Nährboden, auf dem Situationen von Unge­rechtigkeit und schwerwiegendem sozialen Ungleichgewicht fortdauern, die dann ihrerseits zu Konflikten führen können oder in jedem Fall ein Klima der Unzufriedenheit erzeugen, das Gefahr läuft, früher oder später in Gewalt und Unsicherheit zu eskalieren.

In diesem Sinn stellen die Gleichgültigkeit und die daraus folgende Teilnahmslosigkeit eine schwere Verfehlung in Bezug auf die Pflicht eines jeden Menschen dar, entsprechend seinen Fähigkeiten und der Rolle, die er in der Gesellschaft spielt, zum Gemeinwohl beizutragen, im Besonderen zum Frieden, der eines der wertvollsten Güter der Menschheit ist¹⁶.

Wenn die Gleichgültigkeit dann die institutionelle Ebene betrifft – Gleichgültigkeit gegenüber dem anderen, gegenüber seiner Würde, seinen Grundrechten und seiner Freiheit – und mit einer von Profitdenken und Genussucht geprägten Kultur gepaart ist, begünstigt und manchmal auch rechtfertigt sie Handlungen und politische Programme, die schließlich den Frieden bedrohen. Eine solche Haltung der Gleichgültigkeit kann auch so weit gehen, im Hinblick auf die Verfolgung des eigenen Wohlstands oder jenes der Nation einige tadelns­werte Formen der Wirtschaftspolitik zu rechtfertigen, die zu Unge­rechtigkeiten, Spaltungen und Gewalt führen. Nicht selten zielen nämlich die wirtschaftlichen und politischen Pläne der Menschen auf die Erlangung oder die Erhaltung von Macht und Reichtum ab, sogar um den Preis, die Rechte und die fundamentalen Bedürfnisse der anderen mit Füßen zu treten. Wenn die Bevölkerungen sehen, dass ihnen ihre Grundrechte wie Nahrung, Wasser, medizinische Versorgung oder Arbeit verweigert werden, sind sie versucht, sich diese mit Gewalt zu verschaffen¹⁷.

¹⁶ Vgl. Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 217-237.

¹⁷ »Solange die Ausschließung und die soziale Ungleichheit in der Gesellschaft und unter den verschiedenen Völkern nicht beseitigt werden, wird es unmöglich sein, die Gewalt auszumerzen. Die Armen und die ärmsten Bevölkerungen werden der Gewalt beschuldigt, aber ohne

Darüber hinaus schafft die Gleichgültigkeit gegenüber der natürlichen Umwelt durch die Begünstigung von Entwaldung, Luftverschmutzung und Naturkatastrophen, die ganze Gemeinschaften aus ihrem Lebensbereich entwurzeln und ihnen Unstabilität und Unsicherheit aufzwingen, neue Formen der Armut und neue Situationen der Ungerechtigkeit mit häufig unheilvollen Konsequenzen hinsichtlich der Sicherheit und des sozialen Friedens. Wie viele Kriege sind geführt worden und werden noch geführt werden aufgrund des Mangels an Ressourcen oder um der unersättlichen Nachfrage nach natürlichen Ressourcen zu entsprechen?¹⁸

Von der Gleichgültigkeit zur Barmherzigkeit: die Umkehr des Herzens

5. Als ich vor einem Jahr in der *Botschaft zum Weltfriedenstag* „Nicht mehr Knechte, sondern Brüder“ an das erste biblische Bild der menschlichen Geschwisterbeziehung – das von Kain und Abel (vgl. *Gen 4,1-16*) – erinnerte, sollte das die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie diese erste Geschwisterbeziehung verraten worden ist. Kain und Abel sind Brüder. Beide entstammen sie demselben Schoß, besitzen die gleiche Würde und sind als Abbild Gottes und ihm ähnlich erschaffen; aber ihre kreatürliche Brüderlichkeit zerbricht. »Kain erträgt nicht nur nicht seinen Bruder Abel, sondern aus Neid tötet er ihn.«¹⁹ So wird der Brudermord die Form des Verrats, und die Ablehnung

Chancengleichheit finden die verschiedenen Formen von Aggression und Krieg einen fruchtbaren Boden, der früher oder später die Explosion verursacht. Wenn die lokale, nationale oder weltweite Gesellschaft einen Teil ihrer selbst in den Randgebieten seinem Schicksal überlässt, wird es keine politischen Programme, noch Ordnungskräfte oder *Intelligence* geben, die unbeschränkt die Ruhe gewährleisten können. Das geschieht nicht nur, weil die soziale Ungleichheit gewaltsame Reaktionen derer provoziert, die vom System ausgeschlossen sind, sondern weil das gesellschaftliche und wirtschaftliche System an der Wurzel ungerecht ist. Wie das Gute dazu neigt, sich auszubreiten, so neigt das Böse, dem man einwilligt, das heißt die Ungerechtigkeit, dazu, ihre schädigende Kraft auszudehnen und im Stillen die Grundlagen jeden politischen und sozialen Systems aus den Angeln zu heben, so gefestigt es auch erscheinen mag« (Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 59).

¹⁸ Vgl. Enzyklika *Laudato si'*, 31; 48.

¹⁹ *Botschaft zum Weltfriedenstag 2015*, 2.

der Brüderlichkeit Abels durch Kain ist der erste Bruch in den familiären Beziehungen der Geschwisterlichkeit, der Solidarität und der gegenseitigen Achtung.

Gott greift dann ein, um den Menschen für seinen Mitmenschen zur Verantwortung zu ziehen, und er tut es genauso, wie er es tat, als Adam und Eva, die ersten Eltern, die Gemeinschaft mit dem Schöpfer gebrochen hatten. »Da sprach der Herr zu Kain: ‚Wo ist dein Bruder Abel?‘ Er entgegnete: ‚Ich weiß es nicht. Bin ich der Hüter meines Bruders?‘ Der Herr sprach: ‚Was hast du getan? Das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden!‘« (*Gen 4,9-10*).

Kain gibt vor, nicht zu wissen, was mit seinem Bruder geschehen ist, und sagt, er sei nicht dessen Hüter. Er fühlt sich nicht verantwortlich für sein Leben, für sein Geschick. Er fühlt sich nicht betroffen. Er ist seinem Bruder gegenüber gleichgültig, obwohl sie durch ihre gemeinsame Herkunft miteinander verbunden sind. Wie traurig! Was für ein geschwisterliches, familiäres und menschliches Drama! Dies ist die erste Erscheinung der Gleichgültigkeit unter Brüdern. Gott hingegen ist nicht gleichgültig: Das Blut Abels ist in seinen Augen sehr wertvoll, er verlangt von Kain, Rechenschaft darüber abzulegen. Gott offenbart sich also vom Anbeginn der Menschheit an als derjenige, der sich für das Geschick der Menschen interessiert. Als sich später die Söhne Israels in Ägypten in der Sklaverei befinden, greift Gott von neuem ein. Er sagt zu Mose: »Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen« (*Ex 3,7-8*). Es ist wichtig, auf die Verben zu achten, die das Eingreifen Gottes beschreiben: Er sieht, hört, kennt, steigt herab und entreißt, d.h. befreit. Gott ist nicht gleichgültig. Er ist aufmerksam und handelt.

Auf die gleiche Weise ist Gott in seinem Sohn Jesus herabgestiegen unter die Menschen, hat Fleisch angenommen und hat sich in allem, außer der Sünde, solidarisch mit der Menschheit gezeigt. Jesus hat sich mit der Menschheit identifiziert als »der Erstgeborene von vielen Brüdern« (*Röm 8,29*). Er begnügte sich nicht damit, die Menschenmenge

zu unterweisen, sondern er kümmerte sich um sie, besonders wenn er sah, dass sie hungrig (vgl. *Mk* 6,34-44) oder arbeitslos (vgl. *Mt* 20,3) waren. Sein Blick war nicht nur auf die Menschen gerichtet, sondern auch auf die Fische im Meer, die Vögel des Himmels, die kleinen und großen Pflanzen und Bäume; er umfasste die gesamte Schöpfung. Jesus sieht, gewiss, aber er beschränkt sich nicht darauf, denn er berührt die Menschen, spricht mit ihnen, handelt zu ihren Gunsten und tut denen Gutes, die bedürftig sind. Und nicht nur das, sondern er lässt sich innerlich erschüttern und weint (vgl. *Job* 11,33-44). Und er handelt, um dem Leiden, der Traurigkeit, dem Elend und dem Tod ein Ende zu bereiten.

Jesus lehrt uns, barmherzig zu sein wie der himmlische Vater (vgl. *Lk* 6,36). In dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter (vgl. *Lk* 10,29-37) prangert er die unterlassene Hilfeleistung angesichts der dringenden Not der Mitmenschen an: »Er sah ihn und ging weiter« (*Lk* 10,31.32). Zugleich fordert er durch dieses Beispiel seine Hörer – und besonders seine Jünger – auf zu lernen, anzuhalten vor den Leiden dieser Welt, um sie zu lindern; vor den Wunden der anderen, um sie zu pflegen mit den Mitteln, über die man verfügt, angefangen bei der eigenen Zeit, trotz der vielen Beschäftigungen. Die Gleichgültigkeit sucht nämlich immer nach Ausreden: in der Beachtung ritueller Vorschriften, in der Menge der zu erledigenden Dinge, in den Gegensätzen, die uns auf Distanz voneinander halten, in den Vorurteilen aller Art, die uns daran hindern, dem anderen ein Nächster zu werden.

Die Barmherzigkeit ist das „Herz“ Gottes. Darum muss sie auch das Herz all derer sein, die sich als Glieder der einen großen Familie seiner Kinder erkennen; ein Herz, das überall dort heftig schlägt, wo die Menschenwürde – ein Widerschein von Gottes Angesicht in seinen Geschöpfen – auf dem Spiel steht. Jesus warnt uns: Die Liebe zu den anderen – den Fremden, den Kranken, den Gefangenen, den Obdachlosen und sogar den Feinden – ist der Maßstab Gottes zur Beurteilung unserer Taten. Davon hängt unser ewiges Geschick ab. So ist es nicht verwunderlich, dass der Apostel Paulus die Christen von Rom auffordert, sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit

den Weinenden (vgl. *Röm* 12,15) oder dass er den Korinthern ans Herz legt, Sammlungen zu organisieren als Zeichen der Solidarität mit den leidenden Gliedern der Kirche (vgl. *1 Kor* 16,2-3). Und der heilige Johannes schreibt: »Wenn jemand Vermögen hat und sein Herz vor dem Bruder verschließt, den er in Not sieht, wie kann die Gottesliebe in ihm bleiben?« (*1 Job* 3,17; vgl. *Jak* 2,15-16).

Darum ist es »entscheidend für die Kirche und für die Glaubwürdigkeit ihrer Verkündigung, dass sie in erster Person die Barmherzigkeit lebt und bezeugt! Ihre Sprache und ihre Gesten müssen die Barmherzigkeit vermitteln und so in die Herzen der Menschen eindringen und sie herausfordern, den Weg zurück zum Vater einzuschlagen. Die erste Wahrheit der Kirche ist die Liebe Christi. Die Kirche macht sich zur Dienerin und Mittlerin dieser Liebe, die bis zur Vergebung und zur Selbsthingabe führt. Wo also die Kirche gegenwärtig ist, dort muss auch die Barmherzigkeit des Vaters sichtbar werden. In unseren Pfarreien, Gemeinschaften, Vereinigungen und Bewegungen, d.h. überall wo Christen sind, muss ein jeder Oasen der Barmherzigkeit vorfinden können.«²⁰

So sind auch wir aufgerufen, aus der Liebe, dem Mitgefühl, der Barmherzigkeit und der Solidarität ein wirkliches Lebensprogramm zu machen, einen Verhaltensstil in unseren Beziehungen untereinander²¹. Das verlangt die Umkehr des Herzens: dass die Gnade Gottes unser Herz von Stein in ein Herz von Fleisch verwandelt (vgl. *Ez* 36,26), das fähig ist, sich den anderen mit echter Solidarität zu öffnen. Diese ist nämlich viel mehr als »ein Gefühl vagen Mitleids oder oberflächlicher Rührung wegen der Leiden so vieler Menschen nah oder fern«²². Die Solidarität ist »die feste und beständige Entschlossenheit, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, das heißt, für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind«²³, denn das Mitgefühl geht aus der Brüderlichkeit hervor.

²⁰ Verkündigungsbulle des Außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit *Misericordiae Vultus*, 12.

²¹ *Ebd.*, 13.

²² Johannes Paul II., Enzyklika *Sollicitudo rei socialis*, 38.

²³ *Ebd.*

So verstanden ist die Solidarität das moralische und soziale Verhalten, das am besten der Bewusstwerdung der Plagen unserer Zeit und der unleugbaren Interdependenz entspricht – einer besonders in einer globalisierten Welt ständig zunehmenden Interdependenz zwischen dem Leben des Einzelnen und seiner Gemeinschaft an einem bestimmten Ort und dem Leben anderer Menschen in der übrigen Welt²⁴.

Eine Kultur der Solidarität und der Barmherzigkeit fördern, um die Gleichgültigkeit zu überwinden

6. Die Solidarität als moralische Tugend und soziales Verhalten, eine Frucht der persönlichen Umkehr, erfordert ein Engagement vieler Einzelner, die im Erziehungs- und Bildungswesen Verantwortung tragen.

Ich denke zunächst an die Familien, die zu einer vorrangigen und unabdingbaren Erziehungsaufgabe berufen sind. Sie bilden den ersten Ort, an dem die Werte der Liebe und der Geschwisterlichkeit, des Zusammenlebens und des Miteinander-Teilens, der Aufmerksamkeit und der Sorge für den anderen gelebt und vermittelt werden. Sie sind auch der bevorzugte Bereich für die Weitergabe des Glaubens, angefangen von jenen ersten einfachen Gesten der Frömmigkeit, die die Mütter ihren Kindern beibringen²⁵.

Die Erzieher und die Lehrer, die in der Schule oder in den verschiedenen Kinder- und Jugendzentren die anspruchsvolle Aufgabe haben, die jungen Menschen zu erziehen, sind berufen sich bewusst zu machen, dass ihre Verantwortung die moralische, spirituelle und soziale Dimension des Menschen betrifft. Die Werte der Freiheit, der gegenseitigen Achtung und der Solidarität können vom frühesten Alter an vermittelt werden. In einem Wort an die Verantwortlichen der Einrichtungen, die Erziehungsaufgaben haben, sagte Benedikt XVI.: »Möge jeder Bereich pädagogischer Arbeit ein Ort der Offenheit gegenüber dem Transzendenten und gegenüber den anderen sein; ein

²⁴ Vgl. *ebd.*

²⁵ Vgl. *Ansprache* bei der Generalaudienz am 7. Januar 2015.

Ort des Dialogs, des Zusammenhalts und des Hörens, in dem der Jugendliche spürt, dass seine persönlichen Möglichkeiten und inneren Werte zur Geltung gebracht werden, und lernt, seine Mitmenschen zu schätzen. Mögen sie dazu anleiten, die Freude zu empfinden, die daraus entspringt, dass man Tag für Tag Liebe und Mitgefühl gegenüber dem Nächsten praktiziert und sich aktiv am Aufbau einer menschlicheren und brüderlicheren Gesellschaft beteiligt.«²⁶

Auch die Kulturanbieter und die Betreiber der sozialen Kommunikationsmittel tragen eine Verantwortung auf dem Gebiet der Erziehung und der Bildung, besonders in den zeitgenössischen Gesellschaften, in denen der Zugriff auf Informations- und Kommunikationsmittel immer stärker verbreitet ist. Ihre Aufgabe ist vor allem, sich in den Dienst der Wahrheit und nicht der Partikularinteressen zu stellen. Denn die Kommunikationsmittel »informieren nicht nur den Geist ihrer Adressaten, sondern sie formen ihn auch und können folglich beträchtlich zur Erziehung der Jugendlichen beitragen. Es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, dass die Verbindung zwischen Erziehung und Kommunikation äußerst eng ist: Die Erziehung ereignet sich ja durch Kommunikation, welche die Bildung des Menschen positiv oder negativ beeinflusst«²⁷. Die Kulturanbieter und die Betreiber der Medien müssten auch darüber wachen, dass die Weise, wie die Informationen erhalten und verbreitet werden, immer rechtlich und moralisch zulässig ist.

Der Friede – Frucht einer Kultur der Solidarität, der Barmherzigkeit und des Mitgefühls

7. Im Bewusstsein der Bedrohung durch eine Globalisierung der Gleichgültigkeit dürfen wir aber nicht unterlassen anzuerkennen, dass sich in die oben beschriebene Gesamtsituation auch zahlreiche positive Initiativen und Aktionen einfügen, die das Mitgefühl, die Barmherzigkeit und die Solidarität bezeugen, zu denen der Mensch fähig ist.

²⁶ *Botschaft zum Weltfriedenstag 2012, 2.*

²⁷ *Ebd.*

Ich möchte einige Beispiele lobenswerten Engagements erwähnen, die zeigen, wie jeder die Gleichgültigkeit überwinden kann, wenn er sich entscheidet, seinen Blick nicht von seinem Nächsten abzuwenden – Beispiele für gute Formen konkreten Handelns auf dem Weg zu einer menschlicheren Gesellschaft.

Es gibt viele Nichtregierungsorganisationen und karitative Gruppen in und außerhalb der Kirche, deren Mitglieder im Fall von Epidemien, Unglücken oder bewaffneten Konflikten Mühen und Gefahren auf sich nehmen, um die Verletzten und die Kranken zu pflegen und die Toten zu begraben. Neben ihnen möchte ich die Personen und Vereinigungen erwähnen, die den Migrant*innen Hilfe bringen, die auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen Wüsten durchziehen und Meere überqueren. Diese Taten sind Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit, nach denen wir am Ende unseres Lebens gerichtet werden.

Ich denke auch an die Journalisten und Fotografen, die die Öffentlichkeit über schwierige Situationen informieren, die an die Gewissen appellieren, sowie an diejenigen, die sich für die Verteidigung der Menschenrechte einsetzen, besonders für die der ethnischen und religiösen Minderheiten, der indigenen Völker, der Frauen und Kinder und aller, die in Situationen größerer Verwundbarkeit leben. Unter ihnen gibt es auch viele Priester und Missionare, die als gute Hirten trotz der Gefahren und Entbehrungen – besonders während bewaffneter Konflikte – an der Seite ihrer Gläubigen bleiben und sie unterstützen.

Und außerdem: Wie viele Familien bemühen sich inmitten zahlreicher sozialer und arbeitsbezogener Schwierigkeiten konkret und um den Preis vieler Opfer, ihre Kinder „gegen den Strom“ zu den Werten der Solidarität, des Mitgefühls und der Geschwisterlichkeit zu erziehen! Wie viele Familien öffnen Notleidenden wie den Flüchtlingen und Migrant*innen ihre Herzen und ihre Häuser! Ich möchte in besonderer Weise allen Einzelpersonen, Familien, Pfarreien, Ordensgemeinschaften, Klöstern und Heiligtümern danken, die umgehend auf meinen Aufruf reagiert haben, eine Flüchtlingsfamilie aufzunehmen²⁸.

²⁸ Vgl. *Angelus* vom 6. September 2015.

Schließlich möchte ich die Jugendlichen erwähnen, die sich zusammen tun, um Projekte der Solidarität zu verwirklichen, sowie alle, die ihre Hände öffnen, um dem notleidenden Nächsten in ihren Städten, in ihrem Land oder in anderen Regionen der Welt zu helfen. Allen, die sich in Aktionen dieser Art engagieren, auch wenn diese nicht öffentlich bekannt werden, möchte ich danken und sie ermutigen: Ihr Hunger und Durst nach Gerechtigkeit wird gesättigt werden, ihre Barmherzigkeit wird sie selbst Barmherzigkeit finden lassen, und insofern sie Friedenstifter sind, werden sie Kinder Gottes genannt werden (vgl. *Mt* 5,6-9).

Der Friede im Zeichen des Jubiläums der Barmherzigkeit

8. Im Geist des Jubiläums der Barmherzigkeit ist jeder aufgerufen zu erkennen, wie sich die Gleichgültigkeit in seinem eigenen Leben zeigt, und ein konkretes Engagement zu übernehmen, um dazu beizutragen, die Wirklichkeit, in der er lebt, zu verbessern, ausgehend von der eigenen Familie, der Nachbarschaft oder dem Arbeitsbereich.

Auch die Staaten sind zu konkreten Taten aufgerufen, zu mutigen Gesten gegenüber den Schwächsten ihrer Gesellschaft wie den Gefangenen, den Migranten, den Arbeitslosen und den Kranken.

Was die Häftlinge betrifft, erscheint es in vielen Fällen dringend, konkrete Maßnahmen zu ergreifen, um ihre Lebensbedingungen in den Gefängnissen zu verbessern. Dabei sollte man denen, die ihrer Freiheit beraubt sind und noch auf ihr Urteil warten, eine besondere Aufmerksamkeit schenken²⁹, bei der Verbüßung der Strafe die Zielsetzung der Rehabilitation im Sinn haben und die Möglichkeit erwägen, in die nationalen Gesetzgebungen alternative Strafen zur Gefängnishaft einzufügen. In diesem Zusammenhang möchte ich meinen Appell an die staatlichen Autoritäten erneuern, die Todesstrafe dort, wo sie noch in Kraft ist, abzuschaffen und die Möglichkeit einer Begnadigung in Betracht zu ziehen.

²⁹ Vgl. *Ansprache an eine Delegation der internationalen Strafrechtsgesellschaft* (23. Oktober 2014).

In Bezug auf die Migranten möchte ich dazu einladen, die Gesetzgebungen über die Migration zu überdenken, damit sie – in der Achtung der wechselseitigen Pflichten und Verantwortungen – von Aufnahmebereitschaft geprägt sind und die Integration der Migranten vereinfachen können. Aus dieser Sicht müsste den Aufenthaltsbedingungen der Migranten eine besondere Aufmerksamkeit gelten, wenn man bedenkt, dass das Leben im Untergrund die Gefahr birgt, sie in die Kriminalität zu ziehen.

Außerdem möchte ich in diesem Jubiläumsjahr einen dringenden Appell an die Verantwortlichen der Staaten richten, konkrete Taten zugunsten unserer Brüder und Schwestern zu vollziehen, die unter dem Mangel an *Arbeit, Land und Wohnung* leiden. Ich denke an die Schaffung von Arbeitsplätzen mit würdiger Arbeit, um der sozialen Plage der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, die eine große Anzahl von Familien und von Jugendlichen betrifft und sehr ernste Folgen für den Zusammenhalt der gesamten Gesellschaft hat. Keine Arbeit zu haben schwächt in hohem Maße das Empfinden für die eigene Würde, lässt die Hoffnung schwinden und kann nur zum Teil durch die – wenn auch notwendigen – Hilfen aufgewogen werden, die für die Arbeitslosen und ihre Familien bestimmt sind. Eine spezielle Aufmerksamkeit müsste den – im Arbeitsbereich leider noch diskriminierten – Frauen gewidmet werden sowie einigen Kategorien von Beschäftigten, deren Arbeitsbedingungen unsicher oder gefährlich sind und deren Besoldung der Bedeutung ihrer sozialen Aufgabe nicht angemessen ist.

Zum Schluss möchte ich dazu auffordern, wirksame Schritte zu unternehmen, um die Lebensbedingungen der Kranken zu verbessern, indem allen der Zugang zu medizinischer Behandlung und lebensnotwendigen Medikamenten einschließlich der Möglichkeit zu häuslicher Pflege gewährleistet wird.

Die Verantwortungsträger der Staaten sind auch aufgerufen, mit einem Blick über die eigenen Grenzen hinaus ihre Beziehungen zu den anderen Völkern zu erneuern und allen eine wirkliche Einschließung und Beteiligung am Leben der internationalen Gemeinschaft zu erlauben, damit die Brüderlichkeit auch innerhalb der Familie der Nationen verwirklicht wird.

Aus dieser Sicht möchte ich an alle einen dreifachen Appell richten: Abstand davon zu nehmen, andere Völker in Konflikte oder Kriege zu verwickeln, die nicht nur ihre materiellen und kulturellen Güter sowie ihre sozialen Errungenschaften zerstören, sondern auch – und auf lange Sicht – die moralische und geistige Integrität; die internationalen Schulden der ärmsten Länder zu streichen oder annehmbar zu verwalten; Formen einer Politik der Zusammenarbeit anzuwenden, die sich nicht der Diktatur einiger Ideologien beugen, sondern stattdessen die Werte der örtlichen Bevölkerungen respektieren und keinesfalls das fundamentale und unveräußerliche Recht der Ungeborenen auf Leben verletzen.

Ich vertraue diese Überlegungen – zusammen mit meinen besten Wünschen für das neue Jahr – der Fürsprache Marias an, der für die Nöte der Menschheit aufmerksamen Mutter, damit sie für uns von ihrem Sohn Jesus, dem Friedensfürsten, die Erhörung unserer Gebete und den Segen für unseren täglichen Einsatz zugunsten einer brüderlichen und solidarischen Welt erbitte.

Aus dem Vatikan, am 8. Dezember 2015,
Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau Maria,
Eröffnung des Außerordentlichen Jubiläums der Barmherzigkeit
FRANZISKUS

Leopold Neuhold

Kommentar zur Weltfriedensbotschaft 2016: „Überwinde die Gleichgültigkeit und erringe den Frieden“

Papst Franziskus hat für 2016 in seiner Weltfriedensbotschaft ein Thema aufgegriffen, das angesichts einer hitzigen Debatte über Flüchtlinge, die keinen kalt ließ, deplatziert zu sein scheint: die Gleichgültigkeit. Aber ist dieses Thema wirklich deplatziert oder nicht vielmehr ein Grundübel unserer Gesellschaft?

Friedlicher Dissens oder der Rückzug auf Gleichgültigkeit in einer Zeit der Aufschaukelung der Extreme?

Am Vorabend des Treffens von Papst Franziskus und Patriarch Kyrill auf Kuba schrieb Evelyn Finger in „Die Zeit“: „Wer den Religionsfrieden als Vorstufe des Weltfriedens zelebrieren will, der freut sich über schwierige Orte. Dort lässt sich üben, was die Welt jetzt braucht: friedlichen Dissens, Unterschiede aushalten und aufs Gemeinsame pochen.“¹ Es stimmt: Frieden als Konsens über alles ist unrealistisch und letztlich auch nicht wünschenswert, weil dies bedeuten könnte, die Chancen, die im Zulassen einer Erfahrung von Differenz und einer Bearbeitung des Dissenses mit friedlichen Mitteln gelegen sind, zu versäumen. Aber es gehört beides dazu: der Dissens und der Konsens in den gemeinsamen Grundwerten etwa, der Basis des Gemeinsamen, auf der das Trennende bewältigt werden kann. Die Gleichgültigkeit steht dem entgegen, auch weil sie den Konsens festzuschreiben sucht, ohne sich der Basis des Konsenses in der Differenz zu vergewissern. Die Begegnung von Papst Franziskus in Lund mit den Vertretern des

¹ Finger, Evelyn, Handschlag für ein Jahrtausend. Papst Franziskus und Patriarch Kyrill als Vorbilder, in: Die Zeit, Nr. 7, 11. Februar 2016, 1.

lutherischen Weltbundes war beispielsweise eine Begegnung, die nicht von einer Gleichgültigkeit als Basis ausging, sondern von einer Benennung des Gemeinsamen und des Trennenden, nun aber weniger vom Dissens als von der gemeinsamen Suche nach Einheit bestimmt.

Am Titelblatt der Zeitschrift „Die Zeit“ ist neben dem am Anfang zitierten Artikel von Evelyn Finger ein Beitrag von Giovanni di Lorenzo mit der Überschrift „Die sprachlose Mitte“ platziert, in dem der Verfasser davon spricht, dass der gesellschaftliche Diskurs selten so vergiftet war wie zur Zeit des Erscheinens (Februar 2016). Wörtlich heißt es dort: „Der Streit wirkt deswegen so unversöhnlich, weil er die extremen Meinungen auf beiden Seiten widerspiegelt. Auf der einen die vielleicht zehn Prozent der Bevölkerung, die mit Pegida oder dem radikalen Teil der AfD sympathisieren, auf der anderen einen bestimmt nicht größeren Anteil, der es ethisch problematisch findet, auch nur einen Flüchtling auszuweisen, oder jeden Ärger über Straftaten, die von Flüchtlingen begangen wurden, als Argument abtut, das den Rechten nutzt.“² In dieser Aufschaukelung der beiden Extreme wird der, der zu differenzieren versucht, aber dabei ein Argument einer Seite miteinbezieht, der jeweils anderen Seite zugeordnet. Dies sieht auch di Lorenzo so: „Das Fatale dabei ist, dass ausgerechnet die Symbolfigur für die Politik der Vernunft und der Mitte, Angela Merkel, wie die Speerspitze der Refugees-welcome-Politik angesehen wird.“ Die breite Mitte wird sozusagen von den Enden aufgesaugt; die Moral muss dabei abgleiten in Moralisierung und Demoralisierung. „Das kann man doch nicht wollen!“ heißt es dann von beiden Seiten, und die Mitte will nichts außer Ruhe, sie will nicht mit den Problemen konfrontiert werden, vielleicht herrscht auch noch die Hoffnung, dass es dann doch nicht zu der großen Fluchtbewegung kommt. Obwohl man das, was dazu führen könnte, nicht sieht, es sollte wie ein *deus ex machina* auftauchen, und sei es Russland, das das Syrien des Assad stärkt – und damit genau das Gegenteil – neue Flucht – erreicht, oder sich auf die Türkei eines Erdogan verlässt, die die Flüchtlinge zurückhält. Die Haltung der Gleichgültigkeit, die dann

² Lorenzo, Giovanni di, Die sprachlose Mitte, in: Die Zeit, Nr. 7, 11. Februar 2016, 1.

in Unentschiedenheit mündet, lebt von unbegründeten Lösungsszenarien, die den Weg zum Frieden eher blockieren als dass sie ihn beförderten.

Die Not des Diskurses besteht dann in der Beschränktheit der akzeptierten Argumente, was an und für sich meist so ist, nun aber als noch größerer Mangel gesehen wird, aus der Sicht der Extreme heraus. Auch aus dieser Situation heraus entsteht dann eine Einstellung der Unentscheidbarkeit und Unentschiedenheit. Um nicht einem der Extreme folgen zu müssen, bleiben viele also in einer Abwarteposition, die dann zur weitreichenden Ausblendung führt. Solches zeigt sich auch angesichts der Krisenherde wie etwa Syrien: Interventionen wie die im Irak oder in Afghanistan haben sich als wenig hilfreich, wenn nicht gar als gewalteskalierend erwiesen, was soll man dann in Syrien? Ist es nicht am besten, man überlässt die Konfliktparteien sich selbst und hat seine Ruhe? Dann aber kommen die Flüchtlinge in einer Massivität, die es in der Folge nicht mehr erlaubt, bei Tausenden von Menschen, die teils gewaltsam über die Grenze drängen, den Einzelnen als Mitmenschen zu sehen und in ihm den Menschen, der unmittelbar bedroht ist. Und in solchen Situationen führt mitunter nicht einmal die Betroffenheit zur Überwindung der Gleichgültigkeit, vielmehr bestärkt sie diese.

Gleichgültigkeit als Selbstschutz

Die Gleichgültigkeit ist dann ja so etwas wie Selbstschutz. Wenn man täglich mit Meldungen wie Flüchtlingsschwemme, Flüchtlingsflut oder Katastrophe konfrontiert wird, dann kann man sich dem oft nur durch Abwehr der Betroffenheit mit Ausweichen in die Gleichgültigkeit entziehen. Die Naturmetaphern wie Flut, Katastrophe usw. suggerieren zudem die Unabwendbarkeit dieser Entwicklung, ein Blickwinkel, der die Handlungsfähigkeit in der Folge sehr stark beschränkt, wenn nicht sogar ausschließt. Dagegen kann man nichts tun! Die Flut bricht über uns herein, der Flächenbrand ist nicht zu löschen, wir sind nicht mehr handlungsfähig – und wollen es auch nicht sein. Dazu kommt noch das Phänomen der Globalisierung, das das Gefühl der

Machtlosigkeit verstärkt. In der Zange von Individualismus auf der einen und der Globalisierung auf der anderen Seite droht zudem auch Gesellschaft als Ermächtigungsraum stark eingeengt zu werden. Wenn Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika *Caritas in Veritate* betont, dass Globalisierung kein Naturereignis darstellt, dann zeigt sich darin ein Handlungsimpuls, die Aufforderung zur Gestaltung jenseits eines Rückzugs in Gleichgültigkeit und Indifferentismus. Die Natur braucht keine Rechtfertigung, menschliches Handeln bzw. Nichthandeln aber schon. Aber oft wird suggeriert: Wenn ich „gegen die Natur“ nichts zu erreichen habe, brauche ich für mein Nichtstun keine Rechtfertigung.

Alternativlosigkeit und Schweigespirale als Elemente der Ausbreitung von Gleichgültigkeit

Ein anderer Punkt: Eine kurzfristige Betrachtung der Situation, wie sie angesichts der Migrationsmassen notwendig ist, mündet oft in Alternativlosigkeit, wenn nicht auch mittel- und langfristige Perspektiven eröffnet werden. Bei einem Gespräch über die Enzyklika *Laudato Si* in der Katholischen Akademie in Bayern sagte Klaus Töpfer, der als Gesprächspartner für Kardinal Reinhard Marx fungierte: „Wir leben unter dem Diktat der Kurzfristigkeit, und je kurzfristiger wir entscheiden müssen, weil der Entscheidungstakt von anderen – etwa »den Märkten« – vorgegeben wird, umso unfreier werden wir. Kumulation der Kurzfristigkeit ist aber der Hinweis auf Alternativlosigkeit und bedroht damit demokratische Grundanforderungen.“³ Dieses TINA-Prinzip (There ist no alternative) führt unter der Abgabe der Verantwortung und der Lösung an Experten und Bürokraten zu einer Gleichgültigkeit bei vielen – trotz wachsenden Unmuts und wachsenden Unbehagens. Aber, was soll man machen? Therapieren, was durch die vorhergehende Therapie angerichtet worden ist!? Aber das alles ist ja nicht so wichtig, wenn es mich nicht direkt betrifft!

³ Töpfer, Klaus, in: „Laudato si“. Ein Gespräch zur neuen Papst-Enzyklika, in: Zur Debatte. Themen der katholischen Akademie in Bayern 7/2015, 1-10, 4.

„Gott ist nicht gleichgültig!“ So beginnt die Weltfriedensbotschaft des Jahres 2016. Und dann die Begründung: „Für Gott ist die Menschheit wichtig, Gott verlässt sie nicht!“ Gleichgültigkeit bezeichnet demnach eine Haltung, die den anderen und das andere auf welcher Ebene auch immer nicht wichtig nimmt. Solches zeigt sich, wenn Papst Franziskus in der Nummer 3 seiner Botschaft einige Formen von Gleichgültigkeit anspricht. Dabei gewinnt die Gleichgültigkeit heute neue Dimensionen.

Den entscheidenden und unterscheidenden Punkt gegenüber den Haltungen eines Gleichgültigen von früher, „der sein Herz verschließt, um die anderen nicht in Betracht zu ziehen, der die Augen verschließt, um nicht zu sehen, was ihn umgibt, oder ausweicht, um nicht von den Problemen anderer berührt zu werden“, eines Typs, der sich durch die Geschichte durchhält, sieht der Papst in der Globalisierung dieses Typs. „Doch in unseren Tagen hat sie [die Gleichgültigkeit] den individuellen Bereich überschritten, um eine globale Dimension anzunehmen und das Phänomen der »Globalisierung der Gleichgültigkeit« zu erzeugen.“⁽³⁾

Was bedeutet das „den individuellen Bereich überschritten“? Offenbar meint der Papst mit diesem Ausdruck, dass diese Gleichgültigkeit sich gleichsam in den Sozialcharakter eingeschrieben hat, es sich also um ein systematisches und kollektives Wegschauen handelt, was dazu führt, dass das Wegschauen soziale Achtung bringt, das Hinschauen dagegen nicht so sehr. Die drei Affen könnten das Symbol einer solchen Haltung sein: „Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen!“ Es wäre interessant, diese Tatsache an der Medienwirklichkeit zu überprüfen. Medien machen zwar oft in sehr drastischer Weise auf die Probleme aufmerksam, aber nach einem Medienhype wird meist geschwiegen, weil das Thema in der Folge nicht in der Massivität weitergetragen werden kann oder weil andere konkurrierende Krisen in den Brennpunkt gerückt werden. Überheiztes kann man nicht mehr übertreffen. Denn es ist zu bemerken, dass gerade die massierte Berichterstattung für eine gewisse Zeit den Kern des Vergessens in der nachfolgenden Zeit bildet, weil es dann meistens zu anderen medialen Schwerpunktsetzungen kommt, die die eben ausgelöste

Welle ablösen. Wer spricht heute von der Ukraine, wenn Syrien „in“ ist.

Bleiben wir noch kurz bei der medialen Wirklichkeit. Angesichts einer Medienkampagne kommt es meist zur Meinungsführerschaft einer Gruppe. Das erzeugt oft so etwas wie eine Schweigespirale, um mit einem Buchtitel von Elisabeth Noelle-Neumann⁴ zu sprechen, auf der anderen Seite. Der Massivität der Darstellung der einen Position hat man nichts entgegenzusetzen bzw. wagt man es nicht, solches zu tun. So scheint es dann nur die eine berechtigte Sicht zu geben, die verschwiegene Position erscheint als inexistent. Dem ist aber nicht so! Was man nicht sagen darf, weil man im gegenteiligen Fall als nicht auf der Höhe der Zeit bewertet werden könnte, bleibt in vielen Fällen, wenn auch oft nur im unbestimmten Hintergrund, präsent. Das von einer Meinungswelle nach oben Gespülte verdrängt das Gegenteil nur scheinbar, im Untergrund wirkt es weiter, um beim Abebben der Welle dann wieder – und das oft verstärkt – an die Oberfläche zu kommen. Solches zeigte sich etwa angesichts der Berichterstattung über die Fluchtbewegungen im Jahr 2015. Konnten sich in der Phase der sogenannten Willkommenskultur die Bedenkenräger kaum Gehör verschaffen, gab es eine große „Koalition des Mitgefühls“ von der Bild-Zeitung bis zur Tagesschau, wie es Ulrich Schnabel⁵ in der Überschrift zu seinem Artikel über die Hilfsbereitschaft angesichts der Migrationsbewegungen formuliert, so wird man von den Gefühlswogen nach unten gezogen, wenn die Wege des oft passiven Mitleids, das bei der Masse nicht in aktives Mitgefühl verwandelt wird, abebbt. Wenn Ulrich Schnabel am Ende seines Artikels schreibt: „So gesehen stellt das Leid der Flüchtlinge, denen wir in diesen (und noch vielen kommenden) Tagen begegnen, nicht nur eine Herausforderung für unser kollektives Gefühlsleben dar, sondern bietet zugleich die Möglichkeit einer echten Lernerfahrung: der Erkenntnis nämlich, dass aktives Mitgefühl anderen hilft und zugleich unsere eigene Gemüts-

⁴ Noelle-Neumann, Elisabeth, Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung - unsere soziale Haut, München 1980.

⁵ Schnabel, Ulrich, Große Koalition des Mitgefühls, in: Die Zeit, Nr. 37, 10. September 2015, 33f, 33.

verfassung zum Guten verändern kann. Was aus einem historischen Moment dann einen sehr persönlichen macht⁶, so musste man bald darauf erkennen, dass es bei vielen nur ein passives Mitleid war, das dann bald in das Gegenteil umschlug bzw. dass dieses Gegenteil nur eine von der Meinungswelle kurzfristig überdeckte, aber immer vorhandene weit geteilte Meinung war. Denk- und Artikulationsverbote verstärken nämlich im Gegenteil oft den Widerstand, auch wenn sie bei den Meinungsführern oft die Anschauung entstehen lassen, dass „man doch nicht anders denken kann“ – und darf. Aber bei der Masse ist die Gleichgültigkeit im Medienhype nicht überwunden, was sich daran zeigt, dass man in kurzer Zeit wieder zur Tagesordnung zurückkehrt.

Gleichgültigkeit gegenüber Gott

Nun zu den drei vom Papst angesprochenen Formen der Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit Gott, dem Nächsten und der Schöpfung gegenüber. Die Gleichgültigkeit in der Gesellschaft Gott gegenüber sieht der Papst dabei als den Ursprung der anderen Formen der Gleichgültigkeit. Wenn der „Gewichtungsfaktor“ Gott abhanden kommt, verschieben sich auch gesellschaftliche Bedeutsamkeiten. Gleichgültigkeit Gott gegenüber widerspricht nämlich der Überzeugung des Papstes gemäß der transzendenten Veranlagung des Menschen. Der Mensch, der als sich transzendierendes Wesen angelegt ist, krümmt sich im Indifferentismus auf sich zurück, er ist incurvatus in se, eine Formel, mit der der auf sich selbst zurückbezogene Mensch, die im Anschluss an Augustinus und Martin Luther die Selbstbezogenheit des Menschen anstelle von Gott- und Nächstenbezogenheit anprangert, in der christlichen Tradition charakterisiert wird. Wenn der Mensch nur sich selbst sieht, sieht er die Wirklichkeit in einem Selbstbezug, der alles andere auf diese Beziehung zu sich selbst reduziert – in jeder anderen Hinsicht ist es gleichgültig. Mit einer Kürzestgeschichte illustriert: Eine Mutter fragt ihren Sohn:

⁶ Ebenda 34.

„Was gefällt deiner Freundin an dir?“ Die Antwort des Sohnes: „Meine Freundin hält mich für gutaussehend, für intelligent, für einen guten Tänzer.“ Auf die folgende Frage, was denn ihm an seiner Freundin gefalle, dieselbe Antwort: „Meine Freundin hält mich für gutaussehend, für intelligent, für einen guten Tänzer.“

Wenn der Papst solches unter die „schwerwiegenden Nachwirkungen eines falschen Humanismus und des praktischen Materialismus in Kombination mit einem relativistischen und nihilistisches Denken“ (3) rechnet, dann identifiziert er damit zugleich Unfriedensursachen, die in der Verkürzung des Sinns im Selbstbezug gelegen sind. „Der Mensch meint, der Urheber seiner selbst, seines Lebens und der Gesellschaft zu sein. Er fühlt sich unabhängig und trachtet nicht nur danach, den Platz Gottes einzunehmen, sondern völlig ohne Gott auszukommen. Folglich meint er, niemandem etwas schuldig zu sein außer sich selbst, und beansprucht, nur Rechte zu besitzen.“(3) Der Blick auf die Pflichten, die den Rechten entspringen und die für die Erfüllung der Rechte grundlegend sind, geht dann leicht verloren. In der Nummer 43 seiner Enzyklika *Caritas in veritate* bemerkt ja Benedikt XVI. zu Recht: „*Das Teilen der wechselseitigen Pflichten mobilisiert viel stärker als die bloße Beanspruchung von Rechten.*“ Unter der Prämisse, selbst an der Stelle Gottes zu stehen, wird der andere als „Material“ für die Durchsetzung der eigenen Interessen benutzt, die Vorenthaltung der Rechte des anderen mobilisiert den nicht, der nur an seine Rechte denkt. An die Stelle von Empathie tritt die Berechtigung, über den anderen zu bestimmen. Und es stellt sich die Frage, ob nicht auch fundamentalistischer Zugang zur Religion eine „Verfügung“ über Gott darstellt, die dann den Zugang zur Religion als die Gewinnung eines Mittels zur Selbsterhöhung ausgestaltet, was in weiterer Folge in nihilistische Gleichgültigkeit mündet. Das Maß ist dann das eigene Recht, das nach Benedikt, wie angedeutet, die Tendenz besitzt, vom anderen zu trennen, wogegen die in der Verpflichtung Gott gegenüber gelegene Pflicht die Bereitschaft, das Gemeinsame zu sehen und zu beachten, stärkt.

Solches wieder in einem Bild zum Ausdruck gebracht. Ein Affe nimmt den Goldfisch aus dem Aquarium und setzt ihn in das Geäst

eines Baumes. Empört fragt man den Affen, was er denn da tue. Seine Antwort: „Ich rette den Goldfisch vor dem Ersaufen.“ Angesichts des Anspruchs, Gott zu sein, weil man sich Gott „angeeignet“ hat, wird jeder andere gleichgültig und für die eigene Vermessenheit „verwendbar“. Seien es grausame Bestrafungsrituale, seien es Kreuzigungen oder Massenexekutionen, die Ästhetik des Nihilismus ist getragen von Gottesabwesenheit, so sehr auch Gott bemüht wird. Im letzten sind es aber die Terroristen selbst, die sich für Gott halten und in der Totalidentifizierung nach dem Motto: „Lange war ich Atheist, bis ich draufkam, dass ich Gott bin.“ neben sich für Gott keinen Platz lassen. So beurteilt etwa der prominente US-Autor Paul Berman den islamischen Staat als ein „klassisches totalitäres System“⁷. Ein totalitäres System lässt neben dem für sich beanspruchten Gott keinen Platz, und damit verfällt alles außerhalb seiner selbst der Gleichgültigkeit in einem radikal nihilistischen Zugang, der Menschen benutzt: „Der islamische Staat drängt junge Frauen dazu, Dschihadisten aus anderen Ländern zu heiraten. ... Sie laufen Streife auf der Suche nach Verstößen gegen die Scharia. Sie besuchen Enthauptungen“, so schildert Berman den im letzten atheistischen Funktionalismus, mit dem diese Menschen benutzt werden: Es ist also Gottlosigkeit in der funktionalistischen Verwendung Gottes, die eigene Erhöhung unter gleichgültiger Verwendung anderer. Gott, der als eine Schranke gegen diese Vergleichgültigung wirken würde und in vielen Punkten auch so wirkt, muss deswegen durch die eigene Tat, die Gott vergessen lässt, negiert werden.

Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten

Gleichgültigkeit gegenüber Gott führt, wie gezeigt, zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten. Hier spielt die Entwicklung unserer Gesellschaft hin zu einem unbezogenen Individualismus, der sich darin äußert, dass Personsein und die Entwicklung der Person für sich selbst reklamiert, die Möglichkeiten für den Nächsten dabei aber nicht

⁷ Bermann, Paul, Diese Apokalypse kennen wir, in: Focus, Nr. 52/53, 2015, 46-48, 48.

beachtet und dadurch oft, diese gebrauchend, eingeschränkt werden. Aus dem unbezogenen Nebeneinander wird dann oft ein Gegeneinander, wenn die eigenen Interessen als bedroht wahrgenommen werden und nur durch „Opferung“ der Interessen anderer durchgesetzt werden können, wie man glaubt.

Dabei weist der Papst besonders auf die Form der Gleichgültigkeit bei gleichzeitiger Informiertheit über die Situation des und der anderen hin. „Es gibt Menschen, die gut informiert sind. Radio hören, Zeitung lesen oder Fernsehprogramme verfolgen, das mit innerer Lauheit tun, gleichsam in einem Zustand der Gewöhnung.“⁽³⁾ Und in der Flut von Informationen gewöhnt man sich nur zu schnell auch an Schreckensbilder, die, solange sie nicht uns selbst betreffen, zur nur vage wahrgenommenen Begleitmusik werden. Interessant ist, dass in Bezug auf diese Konsumhaltung bei innerer Unberührtheit das Internet nicht erwähnt wird, das ja infolge der Informationsfülle einen wesentlichen Faktor der Erzeugung dieses Scheins von Informiertheit bildet. „We are overnewsed but underinformed“, mit diesem Schlagwort könnte diese Haltung zusammengefasst werden, wobei das Gefühl, nicht genügend informiert zu sein, oft durch die Informationsfülle erstickt wird.

Hier gilt es besonders die Gewöhnung an Katastrophennachrichten zu bedenken. In den Nachrichten täglich mit menschlichen Katastrophen konfrontiert zu werden, das kann oft nur dann bewältigt werden, wenn man die Informationen nicht an sich herankommen lässt. Betroffenheit aufkommen zu lassen, das könnte gefährlich werden, weil sie zur Stellungnahme und dann zum Handeln auffordern könnte. Durch eine gewisse Standardisierung in der Aufbereitung von Meldungen von Kriegen, Fluchtbewegungen, Naturkatastrophen wird dabei Distanzierungsmöglichkeit mitgeliefert. Man hat eine „vage Vorstellung“⁽³⁾ von dem, was passiert, ohne betroffen sein zu müssen. „Das ist die Haltung dessen, der Bescheid weiß, aber den Blick, das Denken und das Handeln auf sich selbst gerichtet hält.“ Und die Folge daraus: „Leider müssen wir feststellen, dass die Zunahme der Informationen gerade in unserer Zeit von sich aus keine Zunahme an Aufmerksamkeit für die Probleme bedeutet, wenn

sie nicht mit einer Öffnung des Bewusstseins im Sinn der Solidarität einhergeht.“(3)

Im weichen Sessel im warmen Zimmer laufend mit Kriegsgräuel und menschlichem Leid konfrontiert zu werden, das kann leicht eine „gewisse Sättigung“ nach sich ziehen, „die betäubt und den Ernst der Probleme einigermaßen relativiert.“ (3) Solches führt nur zu leicht zu einem Verdrängen dieser menschlichen Tragödien. Diese Relativierung ist ja zum Teil auch notwendig, um nicht im dauernden Alarmzustand sein zu müssen, der dann ja auch lähmend wirkt, aber die Relativierung „hin zu einem guten Gewissen“ wirkt ebenso in die Richtung, sich von Verantwortlichkeiten zu distanzieren. Sie dient auch dazu, bei der einschränkenden Frage „Wer ist mein Nächster?“ aus der Erzählung des Barmherzigen Samariters bleiben zu können, um sich nicht als Nächster erweisen zu müssen, worauf die Frage Jesu hinzielt: „Wer hat sich als Nächster erwiesen?“

Die Präsentation des Nächsten in einer Form, die ihn zu einem verallgemeinerten, standardisierten, für die eigenen Interessen bedrohlichen und so von den eigentlichen Pflichten ablenkenden Klischee macht, das einen nicht aus dem Sessel reißt, hierin besteht ein Prozess der Vergleichsgültigung. Und auch darauf weist die Weltfriedensbotschaft hin. Die Argumentation läuft dann so oder ähnlich: Die Ursache für die Übel liegt schließlich, wie man sich einredet oder wie uns eingeredet wird – und zum Teil ist das ja auch richtig –, zu einem wesentlichen Grad bei den Betroffenen selber, in ihrer Kultur, in der Korruption der Systeme usw. Die Lösung ist dann in einer Veränderung dieser Zustände auf lange Sicht zu suchen und vorzuschlagen. Solches ist zwar ein wichtiges Element einer umfassenden Strategie für den Frieden, stellt aber eine Heuchelei dar, wenn es nur als Ablenkung vom konkreten notwendigen Einsatz hier und jetzt gestaltet ist. Es gibt schließlich immer genug Gründe, um nicht handeln zu müssen! Und in einer nur oberflächlichen Betrachtung werden uns genug dieser Gründe vor Augen geführt. Und dann kommt noch Folgendes dazu: Angesichts meiner und unserer eigenen Probleme, die schon so schwer genug zu bewältigen sind und die uns auch laufend „berichtet“ werden, können wir uns nicht auch noch die Prob-

leme anderer auflasten! Sollen die doch auf lange Sicht befähigt werden, durch Erziehung zum Beispiel, sich ihren Problemen selbst zu stellen und diese zu bewältigen. Aber hier gilt der sonst wegen der Ablenkung von Fernwirkungen unserer Handelns problematische Satz: „In the long run we all are dead.“

Wir müssen uns gerade in Bezug auf eine umfassende Strategie für den Frieden vor Augen halten: Einzelne Strategieschritte können andere nicht kompensieren oder ersetzen und können so nicht beliebig aufgeschoben werden, auch nicht unter der Bedingung: Wenn das geschehen ist, dann soll das andere folgen. Das gilt ganz besonders auch im Blick auf den Typ der „Gleichgültigkeit im Form eines Mangels an Aufmerksamkeit gegenüber der umliegenden Wirklichkeit, besonders der weiter entfernten.“ Es gibt Menschen, die sich Informationen nicht aussetzen, um sich nicht betreffen lassen oder ihre Meinung nicht ändern zu müssen. Viele gehen nach der Strategie vor, die sich einmal im Graffiti-Spruch auf einer amerikanischen Universität so zum Ausdruck brachte: „I’ve made up my mind, don’t disturb me with facts.“ Diese Faktenverschließung zeigt sich gerade auch bei Menschen, die nur eine – ihre – Position als begründet betrachten und nur Argumente zur Stärkung dieser wahrnehmen und gelten lassen. Mails über das, was Flüchtlinge an Sozialleitungen angeblich beziehen und um wie viel mehr das ist, als „unsere Armen“ – und dazu zählen wir uns oft auch selbst – bekommen, erweisen sich etwa als Renner im Internet. Die dahinter liegende Haltung ist gekennzeichnet von einem Nicht-Wissen-Wollen um konkrete Menschen, sondern es geht um Pauschalierungen, die jegliche Differenzierung vermissen lassen, um nicht handeln zu müssen, es geht um ein Nicht-Wissen-Wollen zur Abwehr von Verantwortung.

Ich hatte einmal einen Bekannten, der sich weigerte, Informations-sendungen über Diabetes anzuschauen, um angesichts der konkreten Informationen nicht Konsequenzen in Bezug auf sein Verhalten ziehen zu müssen. Er gab sich mit der Information, dass es „so schlimm ja nun auch wieder nicht ist“, zufrieden. Solches ist schon schlimm, wenn es um die eigene Person geht, noch schlimmer wird es, wenn es zur Gleichgültigkeit gegenüber tiefstem Leid Betroffener führt, in

Bezug auf das wir etwas tun könnten. Dabei ist es ja nicht nur so, dass man über den eigenen Wohlstand das Elend der anderen vergisst, sondern es geht noch weiter: Man sucht Punkte, die für sich selbst problematisch sind, um darüber das viel größere Leid anderer zu relativieren, so nach dem Motto: „Was regt sich der auf, dass er kein warmes Essen hat, wenn ich mir mein Kotelett nicht leisten kann!“ Das Innenrauschen der eigenen Betroffenheit übertönt die Wahrnehmung des Leidens anderer, Herzlosigkeit aufgrund von Herzverfettung ist ein schlimmes Übel.

Gleichgültigkeit gegenüber der Umwelt

Aus dieser Konzentration auf sich selbst in der Negierung der Verantwortung vor Gott und dem Nächsten folgt oft auch eine Unachtsamkeit der Umwelt gegenüber, die in diesem Zugang nicht mehr als Mitwelt gesehen werden kann. Die strenge Anthropozentrik zeigt sich dann in einer Argumentation, die Gleichgültigkeit gegenüber der Umwelt an den Tag legt, außer wenn die Umwelt für meine Entfaltung gebraucht wird. Umwelt wird dann nicht auch in ihrem Eigenwert gesehen, wenn sie nur in Kategorien des Gebrauchswerts für sich gesehen wird. Verantwortungsbezüge werden dann im Blick auf sich gekappt, wenn nur der eigene Nutzen gesehen wird. Dadurch ist der Friede mit der Schöpfung zerstört, und die Zerstörung der Umwelt wird nur zu leicht zu einem Kriegsgrund. Dies gilt besonders dann, wenn sich Menschen etwa aus wirtschaftlichen Gründen erlauben „woanders das zu tun, was sie im eigenen Haus nicht zu tun wagen.“ (3) Dies geschieht auch deswegen, weil man sich in der Ferne oft von den Konsequenzen seines Handelns abgekoppelt hält, wenn Fernverantwortung wegen der leicht zu versteckenden Schuld nicht übernommen wird. Die Distanz örtlicher wie zeitlicher Art erleichtert es mir, die Augen zu verschließen. Ich weiß ja oft gar nicht, was ich anrichte. Aber eine solche Haltung führt auch zu einer Unaufmerksamkeit der eigenen Umwelt gegenüber. An einem Beispiel gezeigt: Wenn ein Kind ein Zuckerlpapier auf dem Boden wirft und dann von einem Mitfahrer im Bus etwa, mit der Frage konfrontiert wird:

„Machst du das zu Hause auch?“, reagiert es meist mit Betroffenheit. Als vor noch nicht zu langer Zeit ein Fahrgast ein etwa 10-jähriges Kind mit dieser Frage konfrontierte, hörte ich, wie es nur schnippisch antwortete: „Natürlich!“

Die globalisierte Gleichgültigkeit angesichts von Indirektheit und Technokratie

In seiner Ansprache anlässlich des Neujahrsempfangs für die Mitglieder des beim Hl. Stuhl akkreditierten Diplomatischen Corps am 7. Januar 2013 hatte Papst Benedikt betont, dass der infolge des Verschließens des Transzendenten sich verbreitende Relativismus zu einer Situation führt, die dem Frieden gegenübersteht. Verantwortlichkeiten werden in einem solchen Relativismus mit dem Verlieren von Maßstäben zurückgenommen. Damit fallen Schranken der Grausamkeit. Der einzelne Mensch als Maß macht andere nur zu leicht zum Objekt für sich. Und solches kann in einer Globalisierung Strukturen ausbilden. Eine Globalisierung, die uns nach Benedikt, wie schon angesprochen, zu Nachbarn, nicht aber zu Bekannten macht, wird beflügelt durch Unverbindlichkeit und Indirektheit. In einer indirekten Kommunikation, die in der Reduktion von Beziehungen auf ausgewählte Funktionen besteht, wird der andere nur in dieser Reduktion erfahren. Einbeziehung erfolgt dann nur in Bezug auf diese Funktionen, nicht als ganzer Mensch oder als Gemeinschaft. Der andere interessiert dann nur in den durch partielle Interessen gebildeten Strukturen, die sich zudem noch als alternativlos darstellen. Dadurch wird das in den Strukturen Festgelegte oft als die einzige Möglichkeit dargestellt. Werte, die bis zur Unkenntlichkeit institutionalisiert sind, werden damit in alternativlose Strukturen gefasst, gegen die anzugehen wenig Sinn zu machen scheint.

Wenn wir nur auf die relative Bedeutungslosigkeit einer Friedensbewegung heute schauen, dann kann darin ein Reflex auf eine sich in Indirektheit und Technokratie darstellende Wirklichkeit gesehen werden. Gleichgültigkeit wird dann verankert auf einer institutionellen Ebene und aufgrund der Unhinterfragtheit von institutionellen

Gestaltungen, die sich als die einzig möglichen sehen, verfestigt. Diese Entwicklung wird noch weitergetrieben durch die in der funktionalen Differenzierung geforderte und geförderte Eigenständigkeit der einzelnen Bereiche. Die mit dieser Entwicklung verbundene Konzentration auf die Eigenlogik der einzelnen Gebiete, die von Experten bedient wird, lässt eigene Handlungsmöglichkeiten als relativ gering erscheinen. Wenn es für eine bestimmte Frage Zuständige gibt, so erfolgt oft eine Dispensierung von der je eigenen Aufgabe. Eine solche Vergleichsgültigung kommt einem Abgeben von Verantwortung gleich, weil diese in die Strukturen der Zuständigkeit verlegt wird. Das daraus entstehende Unbehagen mündet in der Folge nur zu leicht in Gewalt gegen diese Strukturen, die als ungerecht und mit rechtlichen Mitteln nicht beeinflussbar erfahren werden. Zu dieser sozialen Ungerechtigkeit gesellt sich nun zu leicht die Ausbeutung der Natur, die nur dem Wirtschaftsprozess dienstbar gemacht werden soll. „Wie viele Kriege sind geführt worden und werden noch geführt werden aufgrund des Mangels an Ressourcen oder um der unersättlichen Nachfrage nach natürlichen Ressourcen zu entsprechen?“⁽⁴⁾ So fragt der Papst zu Recht.

Wie Gleichgültigkeit bekämpfen?

Es genügt nicht, die Gleichgültigkeit der Menschen anzuprangern. Gefangen in den Strukturen haben sie oft kein Ohr und Auge für den anderen, das diese zu ihrem Recht kommen lässt. Papst Franziskus nimmt deshalb Bezug auf Gott, dem die Menschen nicht gleichgültig sind, sondern der für die Menschen eintritt, wenn die Menschen seine Hilfe brauchen. Diese Aufmerksamkeit Gottes für die Menschen muss sich in der Kirche abbilden, will sie von den konkreten Menschen besser erfahren werden können. Sonst entsteht daraus nur zu leicht eine Vertröstung auf ein nebuloses Jenseits. Die Aufmerksamkeit Gottes für die in Not befindlichen Menschen, die Gott zur Tat der Befreiung treibt und den Menschen zur Tat befähigt, muss Vorbild für die Menschen sein. Zuerst gilt es einmal, den in Not Befindlichen, den Armen zu sehen und zuzulassen, dass man

von ihm betroffen wird, im direkten Ergriffenwerden von seiner Situation: „Die Gleichgültigkeit sucht nämlich immer nach Ausreden: in der Beachtung ritueller Vorschriften, in der Menge der zu erledigenden Dinge, in den Gegensätzen, die uns auf Distanz voneinander halten, in den Vorurteilen aller Art, die uns daran hindern, dem anderen ein Nächster zu werden.“(5), schreibt der Papst mit Blick auf den barmherzigen Samariter. Der Gleichgültigkeit Kains seinem Bruder Abel gegenüber, die sich in der kalten Frage: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ zum Ausdruck bringt, stellt der Papst das „heiße“ Herz Gottes, die Barmherzigkeit, gegenüber. Der Barmherzige lässt sich berühren, sieht den anderen in seiner ganzen Dimension, über das in der Gerechtigkeit zu Vermessende hinaus, weil die Existenz des anderen auf dem Spiel steht. Es ist nicht das Denken in eigenen Rechten, das in der Barmherzigkeit den Ausgangspunkt für das Handeln darstellt, sondern das Sich-verpflichtet-Fühlen dem anderen gegenüber. Die Barmherzigkeit stellt damit ein Gegenmodell zur Gleichgültigkeit dar, weil es der Barmherzigkeit um Überleben und Besser-Leben des anderen geht, dem ich mich als Nächster erweise, ohne zu fragen, ob er mein „anspruchsberechtigter“ Nächster ist. Es gilt, das Herz für den anderen zu öffnen, eine Umkehr des Herzens in der Gesinnung der Barmherzigkeit ist gefordert. Diese Umkehr des Herzens schafft ein Herz, „das fähig ist, sich den anderen mit echter Solidarität zu öffnen.“(5) Diese Solidarität ist mehr als ein vages Gefühl, mehr als oberflächliche Rührung, sondern „die feste und beständige Entschlossenheit, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, das heißt für das Wohl aller und eines jeden, weil wir alle für alle verantwortlich sind“(5), zitiert Papst Franziskus die Nummer 38 der Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* von Papst Johannes Paul II. Solidarität im christlichen Sinn ist als Solidarität auf und in Gegenseitigkeit zu gestalten, die die „Interdependenz zwischen dem Leben des Einzelnen und seiner Gemeinschaft an einem bestimmten Ort und dem Leben anderer Menschen in der übrigen Welt“ (5) ernst nimmt. Diese gegenseitigen Abhängigkeiten gilt es nicht nur zur Abwehr blockierender Entwicklungen, sondern zur Schaffung gemeinsamer Strukturen des Überlebens und Besser-Lebens bewusst zu machen.

Solidarität ist ja nicht nur zur Behebung der Mängel des einzelnen Menschen notwendig, sondern führt auch zu gemeinsamer Entfaltung in innovativem Zugehen zur Situation und zum anderen.

Den Ausgangspunkt für Solidarität kann einmal das Eingehen auf die Situation des anderen im Interesse für den anderen bilden. „To take the part of the other“, sich in die Situation des anderen zu begeben, kann ein wichtiger Schritt hin zur Solidarität sein. Solches Verhalten muss in der Familie, in der Schule und in den verschiedenen Bildungseinrichtungen eingeübt werden. Die Kulturanbieter und die Betreiber der sozialen Kommunikationsmittel werden an ihre Verantwortung erinnert, die sie für den Aufbau von Solidarität haben. Das Interesse am anderen zu wecken, nicht nur, um die eigenen Interessen verfolgen zu können, sondern auch um jene gemeinsame Entwicklungsbasis zu schaffen, auf der wahre Begegnung möglich ist, bedeutet die Indirektheiten unserer heutigen Gesellschaft mit direkter Begegnung zu ergänzen und zur Betroffenheit zu führen, die Anonymität im Treffen von Angesicht zu Angesicht zu überwinden, um Geschwisterlichkeit leben zu können. Daraus kann sich der Friede entwickeln, der in der Gleichgültigkeit gefährdet ist.

Viele Nichtregierungsorganisationen, karitative Gruppen in und außerhalb der Kirche, die in Notsituationen für den anderen eintreten, der damit zum Bruder, zur Schwester wird, werden vom Papst als Vorbilder gezeichnet. Er denkt auch an die „Journalisten und Fotografen, die die Öffentlichkeit über schwierige Situationen informieren, die an die Gewissen appellieren, sowie an diejenigen, die sich für die Verteidigung der Menschenrechte einsetzen, besonders für die der ethnischen und religiösen Minderheiten, der indigenen Völker, der Frauen und Kinder und aller, die in Situationen größerer Verwundbarkeit leben. Unter ihnen gibt es auch viele Priester und Missionare, die als gute Hirten trotz der Gefahren und Entbehungen – besonders während bewaffneter Konflikte – an der Seite ihrer Gläubigen bleiben und sie unterstützen.“⁽⁷⁾ Er denkt an die Familien, die sich bemühen, „inmitten zahlreicher sozialer und arbeitsbezogener Schwierigkeiten konkret und um den Preis vieler Opfer, ihre Kinder »gegen den Strom« zu den Werten der Solidarität, des Mitgefühls

und der Geschwisterlichkeit zu erziehen. Wie viele Familien öffnen Notleidenden wie den Flüchtlingen und Migranten ihre Herzen und ihre Häuser! Ich möchte in besonderer Weise allen Einzelpersonen, Familien, Pfarreien, Ordensgemeinschaften, Klöstern und Heiligtümern danken, die umgehend auf meinen Anruf reagiert haben, eine Flüchtlingsfamilie aufzunehmen.“(7)

Es gibt also sehr viel an Frieden aufbauender Solidarität und Barmherzigkeit, deren Übung der Papst Menschen und Institutionen besonders für das Jubiläum der Barmherzigkeit ans Herz gelegt hat. Und im Einfädeln von Schritten zur Versöhnung etwa zwischen den USA und Kuba hat auch der Papst in Überwindung der schon lange „eingefahrenen“ Gleichgültigkeit wichtige Akzente in ihrer Überwindung setzen können.

Peter Olsthoorn

Virtue Ethics in the Military

After the disintegration of the Soviet Union in the early 1990s, for most militaries in the West the core tasks shifted from national defence to the handling of international crises, ranging from humanitarian missions to regular warfare. These new operations often require a great deal of self-control on the side of Western military personnel, as there is not only an asymmetry regarding the amount of military might of the respective parties, but also in the number of restraints imposed. Most of the civilian casualties in today's conflicts are caused by insurgent forces – around 77 per cent in 2011 in Afghanistan (United Nations Assistance Mission in Afghanistan 2012: 1) – yet these seem to draw considerably less media attention, and to produce much less moral outrage, than those caused by Western soldiers. Although the blind eye turned to atrocities committed by the other side might seem unwarranted, one could also argue that it is partly natural since Western militaries profess to bring good – and sometimes even to be “a force for good”.

As an inevitable consequence of having to function under the watchful eye of politicians, the media and the general public, ethics education for military personnel today partly comes down to convincing military personnel of the importance of exercising restraint – that is, using minimal force, and behaving in a respectful way – even when their adversaries do not. As incidents in Iraq and Afghanistan have shown, the required moderation does not always come naturally, and militaries try hard to find ways to prevent misconduct by their personnel. To this end, the military traditionally stressed the importance

¹ Reprinted with friendly permission from Taylor & Francis. Original source: Peter Olsthoorn, Virtue ethics in the military, in: Stan van Hooft and Nicole Saunders (eds), *The Handbook of Virtue Ethics*, Routledge (2013), pp. 365-74.

of obedience to rules and codes of conduct, yet these solutions seem to be of limited use today for at least two reasons. First, rules and codes often lack the flexibility needed in the complex operations undertaken today. Secondly, although we expect military personnel to also do the right thing when that above-mentioned watchful eye is not present, rules that try to condition behaviour seem to be largely impotent when no one is around; something that effectively reduces good conduct to a matter of not being found out.²

It is for these reasons that a growing number of militaries consider character building superior to rules or codes of conduct imposed from above, and as a result there is at present in the ethics education for military personnel more attention given to virtue ethics and military virtues than there used to be (see, for instance, Bonadonna 1994, Osiel 1999, J. H. Toner 2000, Robinson 2007a, Olsthoorn 2010). The idea that virtues, and thus character, can to some extent be developed is, of course, very appealing to military organizations.

Old virtues and new tasks

At the same time, the military view on virtues and virtue ethics might be a bit too straightforward. To begin with, virtues and values are evidently not the same, yet they are sometimes treated by militaries as if they were: many of the good things most militaries list as a value (courage, for instance) are in fact virtues by most accounts. That is also the term used in this chapter, as it seems to be closest to what militaries actually mean to say, and is in line with both the emphasis they put on character development and their choice of virtue ethics as the basis for their ethics curricula. One likely reason for the fact that

² To cite three examples: in 1993 Canadian airborne soldiers tortured and murdered a Somali teenager who had tried to access the Canadian camp – and kept silent about it. In that same year, a Belgian paratrooper urinated on a dead Somali civilian, and two of his colleagues held a Somali civilian over an open fire. In both cases there were attempts to conceal the events. In the Haditha in 2005, US Marines shot 24 unarmed civilians after the death of one of their colleagues. The marines involved initially claimed that most victims were killed by the same roadside bomb that killed their colleague, while others were allegedly insurgents killed in the firefight following the bomb attack on their convoy.

such confusion can arise is that the existing literature on virtues in a military context is not abundant, and that there has in general been little attention to the more problematic sides of the current emphasis on virtues and virtue ethics in the military.

The literature that is available often deals with one specific virtue only, such as courage or loyalty, while broader approaches that go into the relations between the different virtues are relatively rare (see J. H. Toner 2000 for an exception). Also, texts normally do not refer to much scholarly literature, and are more often apologetic than critical, as they mainly stress the importance of that particular virtue, without going into its intricacies. What is more, the above-mentioned shift from traditional tasks to new, more complex missions raises the question of whether some virtues might not have become less relevant. Much depends on whether the actual virtues military personnel aim for are the right ones for a particular job, and one could expect that today the appropriate virtues are not necessarily solely the more bellicose ones.

In the existing literature on military virtues, traditional virtues such as courage, discipline, loyalty and obedience will typically be in the foreground, however. Not surprisingly, it is also these virtues that figure prominently on the lists of virtues and values of most armed forces (Robinson 2007a). Although there is evidently still a role for such conventional soldierly virtues, the problem is that they, especially in their common interpretation, mainly further military effectiveness. Instrumental in attaining the objectives of the military, they are not particularly helpful to the local population of the countries to which military personnel are deployed. Seeing as military personnel today have to deal with more than just opposing forces, this is a cause for some concern. At first sight working out a set of more cosmopolitan virtues and values, more in line with today's new kind of missions, would be a good way of tackling the exclusiveness of the traditional military virtues. Such a fresh set of virtues would most likely be more about exercising restraint (probably giving a place to not so new cardinal virtues such as justice, temperance and prudence) than about demonstrating virtues such as courage, loyalty and discipline. Yet one

could also argue that a new set of virtues is probably not only unnecessary but also perhaps asking a bit too much from what is, on the whole, a relatively traditional organization.

Instead of devising a new list of virtues from scratch, one could also identify the weaknesses of the existing virtues and see if the way militaries interpret these traditional virtues can be improved. Although most militaries today cling to fairly traditional interpretations of their long-established virtues, other readings are of course possible. So perhaps the question is not which new virtues the military should promote, but in what form the existing ones should best be understood. Especially at a time when armed forces are increasingly used for peacekeeping and humanitarian missions, it seems sensible to see whether the traditional military virtues can be reformulated in a way that makes them more attentive to the interests of outsiders. I will look at two examples of archetypical military virtues: courage and loyalty, and a less archetypical one: respect.

Courage, loyalty and respect

Not surprisingly, most literature on military courage pays tribute to Aristotle's *Nicomachean Ethics*, famously describing courage as the middle position between rashness and cowardice, to be developed by "habituating ourselves to make light of alarming situations" (1104a), and serving a morally just cause. No doubt this link to a morally just cause was apt at a time when citizen-soldiers themselves deliberated on which enemy to march against. However, it seems less than apt for modern militaries, if only because today's soldiers do not have a say in what the political or moral objective of their mission is. One can hardly blame the Aristotelian view on courage for this; it merely suggests that in military ethics Aristotle is sometimes called upon rather routinely. A limitation of more practical consequence is that Aristotle seems to have equated courage with physical courage on the battlefield (*Nicomachean Ethics* 1115a). Now, physical courage is of course important and for a soldier a defining virtue, and it is in fact the form of courage militaries like to see most. Yet, as such, physical courage is

primarily something the organization, superiors and colleagues benefit from. For today's soldiers this definition is therefore too narrow, as it excludes the just as important virtue of moral courage, which has a much wider reach. Moral courage involves "the capacity to overcome the fear of shame and humiliation in order to admit one's mistakes, to confess a wrong, to reject evil conformity, to denounce injustice, and to defy immoral or imprudent orders" (I. Miller 2000: 254). However pretentious it may sound, this form of courage is not so much about being a more effective soldier than about being a better person. Moral courage is not only important to the military because it needs people who blow the whistle if necessary, but also because it needs, and much more frequently so, soldiers who are willing to correct a colleague when they think him wrong, or even report him if necessary. Its beneficiaries, today, are not so much their fellow soldiers, as is the case with physical courage, but the outsiders the military is there to protect.

The difference between the two forms of courage is not completely straightforward, though: whereas the word "physical" in the term physical courage refers to what is at stake – life and limbs – the word "moral" in the term moral courage refers to the higher end that this form of courage aims at (and not to what is at stake in the case of moral courage: esteem, popularity and so forth). It is by definition motivated by a moral cause, at least in the eyes of the agent and those who label his act morally courageous. By definition, yet not as a logical necessity, one could imagine someone risking his or her status and reputation for an ignoble end, and the principal distinction between the two forms therefore lies in what is put in harm's way. That it is not one's life and limbs that are at stake, but "only" one's reputation or popularity (see for instance Castro 2006: 69), probably explains why militaries rank moral courage somewhat lower than physical courage.

The physically courageous soldier, however, is often not someone who has succeeded in performing a courageous act in spite of his fears, but, as military sociologists like to point out, someone fearful of what colleagues might think of him. In general, the motivation behind

many acts of physical courage performed by military personnel therefore partly boils down to being more afraid of being considered a coward than of dying (see also Dollard 1944: 46; I. Miller 2000: 178). There is a considerable literature stressing the importance of social cohesion, such as the concern for one's reputation among colleagues and the fear of ostracism, as a motivation for military courage. Although most of that research is dated and sometimes methodologically unsound (see also MacCoun *et al.* 2006, Segal & Kestnbaum 2002), armed forces have adapted their internal organizations on the assumption that the existence of strong bonds between soldiers is the most important factor in combat motivation (Keegan 1976: 53, 72–3). However, there is a drawback to this. Strong social cohesion, setting a premium on bonding over bridging, can lead to the kind of in-group favouritism that is potentially dangerous to the people the military are supposed to protect. Incidents involving military personnel are, in other words, perhaps not the result of the military structure not working as it should, but the result of something built into the military apparatus when it works as it is supposed to work, with everything geared towards military effectiveness on the battlefield. What is more, if physical courage is motivated by strong group ties, it is not very likely to be accompanied with the virtue of moral courage just described. That militaries promote physical courage at the expense of moral courage is the more to be regretted, as the beneficiaries of moral courage are, as I have noted, probably more often outsiders than colleagues.³ Testimony to the inverse relationship between social cohesion and moral courage is that the more socially cohesive a unit, the more prone to a lack of moral courage it seems to be (Olsthoorn 2010: 52). However, it is militaries in general, and not only their elite units, that tend to breed conformism, and they are for that reason, in general, no bastions of moral courage. The emphasis on social cohesion might

³ The need for cohesion has been used over the last decades as an argument for closing the military to ethnic minorities, women and homosexuals (Segal & Kestnbaum 2002: 445). Even if this makes sense from a war-winning perspective, it might be detrimental from a winning the hearts and minds objective. Research by Miller and Moskos suggests that non-homogeneous units, that is, units including women and ethnic diversity, sometimes do a better job at this than homogeneous groups do (1995: 634).

very well be an important cause of the cover-ups that follow on incidents at times. This tendency to give priority to the interests of one's own group is the defining characteristic of a particular form of loyalty, the virtue we turn to next.

Militaries often include loyalty in their lists of values, and clearly consider it a cardinal virtue. However, loyalty to what? Like courage, loyalty seems to come in two basic varieties: loyalty to a group (which can range from one's primary group to one's country) and loyalty to a principle (such as justice, or respect for human life). This is a relevant distinction, since the claims that are made upon a person by group loyalty frequently go against the demands of loyalty to principle. Most philosophers and ethicists have a preference for loyalty to principle, as group loyalty "requires us to suspend our own independent judgment about its object", and "affects one's views of who merits what" (Ewin 1992: 403, 406, 411). Some might argue that such unreflective loyalty is not loyalty at all, but that seems too easy a way out (see also *ibid.*: 404). In fact, one might even say that the opposite is more likely to hold true: someone who is cautious with his loyalties, weighing them carefully against other values, is not someone we would in general describe as having loyalty as a paramount attribute (Keller 2007a: 158; see also Ewin 1992: 411). So even if not all group loyalty is blind loyalty, it does presuppose a certain near-sightedness.

Although often treated under one heading, one could even wonder if loyalty to a person, group or nation on the one hand, and loyalty to a principle on the other, are really two manifestations of one phenomenon, or two different things altogether. Suspension of independent judgement, or the "willingness *not* to follow good judgment" (Ewin 1992: 412), is, in general, not required by loyalty to principle, to name one important difference. One could argue that, from this point of view, it is only in so far as loyalty takes the form of loyalty to principle that it can be said to be a laudable trait, while loyalty in its more familiar meaning of loyalty to a group is, because of its inherent bias towards near and dear, in general not a moral quality. Standing behind one's fellow countrymen, colleagues or organization, even when it is clear that they are at fault, for example, seems a rather undesirable

form of loyalty, and certainly not virtuous. “Our country, right or wrong” cannot be right from a moral point of view (Primoratz 2008: 208).

Armed forces, as we have seen, are less hesitant than most ethicists about the beneficial qualities of group loyalty; when militaries include loyalty as a value they mean loyalty to country, colleagues and the organization. Loyalty to principle, a type of loyalty that has a wider scope and includes more than just the interests of colleagues or an organization, is hardly ever mentioned in the various value statements of armed forces.⁴ As is the case with the stressing of physical courage at the cost of moral courage, there are drawbacks here too. The fact that most militaries put their own people first, something understandable in itself, has as a consequence that they (and their political leaders) tend to reduce risks for their own personnel in ways that increase the chances of civilian casualties among the local population (Shaw 2005: 79–88). Also, this narrow interpretation of loyalty might be a cause of the cover-ups that at times follow on incidents involving military personnel, similar to what happens when social cohesion gets too much emphasis. Stressing group loyalty can diminish moral courage.

Somewhat worryingly, this narrow interpretation is in line with how other virtues, including respect, are mainly seen as relating to colleagues. Military ethicist Timothy Challans relates, for instance, how

early drafts of the [US] Army's 1999 leadership manual included the notion of respect; in fact, the key feature of respect was that of respecting the enemy on the battlefield. That idea did not survive the staffing process, and even a cursory check of the manual today will reveal that only Americans are mentioned as being recipients of this important value of respect. (2007: 163)

At present the US Army describes respect as, among other things, “trusting that all people have done their jobs and fulfilled their duty”, and, emphasizing that the Army is a team, seems to limit respect to

⁴ Loyalty in the US Army (to be found in its *Seven Core Army Values*), for example, means: “Bear true faith and allegiance to the U.S. Constitution, the Army, your unit and other Soldiers. Bearing true faith and allegiance is a matter of believing in and devoting yourself to something or someone. A loyal Soldier is one who supports the leadership and stands up for fellow Soldiers.” See www.goarmy.com/life/living_the_army_values.jsp, accessed July 2013.

colleagues. As one author stated, albeit somewhat polemically, “non-soldiers lie outside the military honour group; as such they are felt to deserve no respect” (Robinson 2007b).

Although it might be true that colleagues, not outsiders, are those who suffer most often from misconduct in the military, this exclusive attention to their well-being seems a bit too one-sided. This is all the more so given that respect is evidently not a constant-sum game, meaning that respect for outsiders does not diminish the amount of respect left to show colleagues. In view of the fact that respect does not always come naturally, it is all the more regrettable that some militaries limit their definition of the virtue of respect to respect for colleagues, and more often than not fail to mention in their codes and value lists the need to respect outsiders as well. The need to point that out is fairly evident. For instance, only 47 per cent of the American soldiers and 38 per cent of the marines in Iraq were of the opinion that non-combatants should be treated with dignity and respect (Mental Health Advisory Team 2006). Although respect costs nothing, it seems to be in short supply nonetheless, and this scarcity is, as Richard Sennett writes, man-made (2003: 3). Why exactly militaries are reluctant to include outsiders is therefore something of a puzzle, especially since respecting outsiders, besides being good in itself, would serve their – and, in the end, our – interests, too. It is likely that, as many have claimed, disrespectful behaviour fuels resentment towards Western military personnel and thus makes recruitment easier for insurgent groups. No doubt, the above-mentioned emphasis on strong cohesion and group loyalty play an important role here. That marines are less likely than soldiers to believe that non-combatants in Iraq are worthy of respect (Mental Health Advisory Team 2006) is probably due to group ties among marines being stronger than among average military personnel.

Educating military virtues

More inclusive interpretations of the traditional military virtues will only work in so far as promoting virtues really contributes something

to the chances of military personnel behaving morally in the first place. Although most militaries just assume that virtues can be successfully taught to military personnel, there are at least two potential problems here. First, how can they best be taught? One supposedly develops virtues by practising them, yet is there really much room for practising virtues in, for instance, the academic curriculum for future officers? Even if it is true that “the modeling of conduct through the examples of others” and the “literary heritage of culture” can have a positive role in moral education based on virtue ethics (Carr & Steutel 1999: 253; for a different view see Challans 2007: 29–72), one might wonder whether in practice ethics education based on virtue ethics does not often consist of teaching *about* virtues (and virtue ethics) rather than teaching virtues, which is something different altogether. Secondly, a focus on virtues implies a focus on the agent and his character, and to some observers a virtue ethics approach might suggest that incidents involving military personnel are the result of moral flaws at the individual level (see also Robinson 2007a: 31), reducing misconduct involving military personnel to a matter of “a few bad apples”. This dispositional view is often too one-sided, seeing that unethical behaviour is as often the result of what is sometimes called the “ethical climate” as it is shaped by the larger organization and, certainly in the case of the military, the political leadership. In his book on Abu Ghraib, Philip Zimbardo argues that the hopeless situation the reservists involved found themselves in (understaffed in an overcrowded prison, with daily mortar and rocket attacks, and pressure from above to break prisoners who were said to be responsible for attacks on American troops outside) made disaster close to unavoidable (2007: 324–443; for a different view see Mastroianni 2011). Some of the Abu Ghraib perpetrators had never shown any signs of being morally substandard prior to the scandal, suggesting that a situational view might be more in place (Zimbardo 2007: 6).⁵ Incidents such as in Abu Ghraib are not necessarily the

⁵ Richard A. Gabriel has remarked that possessing a virtue and behaving ethically are not the same thing: virtues are about character, ethics is about conduct. The possession of a virtue is a disposition to behave well, and although Aristotle maintained that there exists

result of lacking virtues at the individual level, and in this specific case “the military and civilian chain of command had built a ‘bad barrel’ in which a bunch of good soldiers became transformed into ‘bad apples’” (*ibid.*: x). If this “situational view” is correct, this essentially means that, even if militaries succeed in teaching their virtues of choice, the influence of a virtuous disposition is at times, and probably in particular when needed most, as limited as the influence of rules and codes of conduct imposed by the organization. Ethics education should therefore not only aim at promoting virtues, but also at giving insight into the factors that make unethical conduct more likely to take place.

These difficulties bring us to the more general question of how effective ethics education for the military is, regardless of its theoretical underpinning. Military ethicist Martin Cook sees at the US Air Force Academy “a fundamentally incoherent and confused welter of programs justified, if at all, by the belief that if ethics is important, throwing lots of resources at the subject from any number of angles and approaches must somehow be doing some good” (2008: 57). This seems to be the state of affairs at many similar institutions too. There is no extensive research on what works and what does not, and little evidence of best practices. Despite this uncertainty, it seems likely that ethics education, based on virtues or otherwise, does increase the moral awareness of military personnel who receive it, but this does not necessarily mean that it also contributes to better behaviour in a very straightforward manner. Possibly, the beneficial effects are not so much to be found in a direct influence on conduct, as in an indirect influence: providing formal ethics education for all military personnel, or at least for all future officers, is likely to improve the ethical climate and, thus, in a roundabout way (and in line with the situational view of the social psychologists), in the long run also the behaviour of military personnel. This is mere conjecture, however, and given the amount of time and effort spent on ethics education for military personnel, the

no virtue that is only potential, according to Gabriel, this disposition in itself is not sufficient to guarantee that someone will always behave ethically when most needed (1982: 8–9, 150, 152).

question of whether it works deserves more consideration. Although most of today's cadets and midshipmen are introduced into, for instance, different moral systems, and some just war theory, it is not clear to what extent elaborate ethics education for military personnel has any tangible beneficial effects.

Nor is it always clear what these effects should be. Should ethics education in the military be "aspirational, aimed at improving the moral character of military personnel not just because this will lead to more reliable behaviour, but also as an end in itself" (Wolfendale 2008: 164)? Doing so would make soldiers "good people, not just well-behaved people" (*ibid.*). That is the position most virtue ethicists would take, stressing, for instance, the possible negative effect on the soldier's character of doing the right thing for the wrong reasons. However, for those at the receiving end, in recent years to be found in, for instance, Iraq and Afghanistan, it probably does not matter much how pure the motive is. For them, soldiers behaving correctly would suffice. Which brings us to the following.

Rules and outcomes

Undiluted adherence to virtue ethics, duty-based ethics or consequentialist ethics might be common in academic circles both in and outside the military. In real life, however, most people tend to see a role for both virtues and rules, and are also inclined to take the consequences of a course of action into consideration when judging it (see also Nagel 1986: 166). Despite the fact that academics tend to consider this "confused", they are probably quite right in doing so. The traditional military virtues are of themselves already rather inward looking, but there is on a theoretical level also something inherent to virtue ethics that makes it less than comprehensive. Central to most versions of virtue ethics are the agent, his character, the maintaining of his morals, his ability to look at himself in the mirror, and even his "human flourishing", and this makes virtue ethics somewhat self-regarding. Virtue ethics is primarily agent-centred, even in situations where an outcome-centred approach might be more in place.

However, I have already noted that it is in practice more because of expected good consequences than for building good characters as such that militaries promote their virtues in the first place, and this means that a virtue ethicist would probably hesitate to call it virtue ethics that is practised here. In theory, there is even some resemblance between consequentialism and that which militaries expect from promoting their virtues, namely good outcomes. In practice, however, military virtues aim mainly at good outcomes *for the military*, whereas consequentialism is all about giving equal weight to the interests of all parties involved. Given this agent-neutrality, it is not entirely fair that consequentialism is so often rejected out of hand in military ethics, mostly on the grounds that it would make military expedience override all other concerns (see for instance Snow 2009: 560). In reality, the consequentialist tenet that the consequences to all persons should weigh equally would, if taken seriously, have the favourable outcome of effectively distributing the right to life (and more generally the protection of individuals' interests) somewhat more evenly.

As to rights-based ethics: despite the popularity of virtue ethics in military ethics, there is still a place for more deontological views. Michael Walzer's works on war, required reading in many a military ethics course, are explicitly based on rights, not on virtues. What is more, the just war tradition Walzer stands in is as a whole primarily founded on an ethic that stresses the importance of universal, categorically binding moral rules (though, at the same time, there are unmistakably some consequentialist elements in both Walzer's thinking and the just war tradition). Not asking anyone to go beyond the call of duty, especially deontological ethics as conceived by Kant, which has quite a following in military ethics (see for example Martinelli-Fernandez 2006, Ficarrota 2010), can demand quite a lot from military men and women. On this view, moral duties are to be followed not because they are imposed from the outside and backed by sanctions, but because one accepts them by choice (Martinelli-Fernandez 2006: 56–7). Most likely, the altruism and universalism this requires makes Kantian ethics in effect less suited for the military.

However, one could argue in favour of a rather rudimentary form of rule-based ethics that, although the chances of being caught for a war crime might not be high, external rules can have a preventive effect when it is generally understood what is and is not allowed (see also Slim 2007: 282–3). Soldiers might have to pay a high price if they fail to adhere to these rules, something perhaps overlooked in the ethics education of military personnel that focuses on character development too exclusively. That universal rules lack flexibility is in fact not a problem in every instance. In the case of torture, for example – at present under every circumstance forbidden by international law – it is probably a good thing, seeing that any flexibility on this point can bring us onto a slippery slope astonishingly quickly. Likewise, the use of some types of weapons is forbidden, and for good reasons. We do not leave the decision on these matters to the individual soldier, however virtuous he or she might be.

Conclusion

Articles and books on military ethics, and especially those written by authors with a background in the armed forces, tend to depict military personnel as possessing a higher calibre of virtue than the average man or woman. Not that these authors perceive soldiers to be morally flawless, but there is a permanent worry within the military that in larger society virtues and values have rapidly faded away over the past few decades, mainly as a result of individualism and materialism. In the end, some fear, this is bound to have adverse effects on the moral fibre of military personnel (see, for instance, J. H. Toner 2000: 44).

At the same time, many of the authors employed outside of the armed forces who write on military ethics seem less convinced of the military's moral eminence. There is, for instance, some concern that troops who are trained for combat in today's missions sometimes experience difficulties in adjusting to the less aggressive ways of working needed to win the hearts and minds of local populations, and that such difficulties are bound to impede their mission in the longer run. This fear has been fed by incidents in Iraq and Afghanistan (Abu

Ghraib and Haditha spring to mind) which, even though involving only a very small percentage of military personnel, might have tarnished the reputation of the military for some time to come.

The reason for the gap between the positive image of military personnel as a moral enclave in a morally footloose world, on the one hand, and the criticisms of the military by others, on the other hand, might partly be the result of the discrepancy between the more martial virtues that the military has adhered to up till now, and the softer qualities prized by larger society. Some might argue, in view of this, that today's missions call for virtues that are more inclusive than the traditional virtues such as honour, courage and loyalty, which seem to be mainly about military success in regular warfare. Yet a convincing case can be made that much can already be won by interpreting these traditional virtues in somewhat more comprehensive ways.

Traditional as they may be, virtues such as courage and loyalty come in varieties, and although it is clear that in today's militaries there is still a clear need for them, it is just as clear that not all varieties are equally suited to today's circumstances. Recent experiences suggest that the more conventional readings of the time-proven military virtues give too much priority to military effectiveness, contain little which regulates the conduct of military personnel towards those they are to protect, and might therefore no longer be adequate. It is therefore necessary to develop more up-to-date interpretations of some of these traditional virtues. To revisit one example from the preceding discussion: although loyalty is a fundamental military virtue on most accounts, it is doubtful whether loyalty in the military really is always that beneficial, since it usually takes the shape of group loyalty, and not that of loyalty to principle which is a type of loyalty that is morally more sound since it has a wider scope and includes more than just the interests of colleagues or an organization.

However, whether it is new virtues, or new interpretations of the old ones that we need, they may bring the military somewhat closer to larger society. Such new interpretations might also bring the values of the military somewhat more in alignment with the humanitarian ideals underlying many of today's operations. Unfortunately, it seems that

some military personnel tend to see operations-other-than-war as lesser than “the real thing”. The proliferation of the term *warrior* at the expense of the more humble word *soldier* probably does not help much (see also Challans 2007, Robinson 2007b). Although it has been said that peacekeeping is not a soldier’s job, but that only a *soldier* can do it, soldiers will definitely not do a better job if they see themselves as warriors before anything else.

References

- Aristotle (1962) *Nicomachean Ethics* (Indianapolis: The Bobbs Meril Company).
- Bonadonna, R. R. (1994) Above and Beyond: Marines and Virtue Ethics, *Marine Corps Gazette*, 78(1), pp. 18-20.
- Carr, D. and J. W. Steutel (1999) *Virtue Ethics and Moral Education* (London: Routledge).
- Castro, C. A. (2006) Military Courage, in: T. W. Britt, C. A. Castro, and A. B. Adler (eds) *Military Life: The Psychology of Serving in Peace and Combat*, vol. 4, pp. 60-78 (Westport: Praeger).
- Challans, T. L. (2007) *Awakening Warrior: Revolution in the Ethics of Warfare* (Albany: State University of New York Press).
- Cook, M. L. (2008) Ethics Education, Ethics Training, and Character Development: Who “Owns” Ethics in the US Air Force Academy? in: P. Robinson, N. de Lee, and D. Carrick, (eds) *Ethics Education in the Military*, pp. 57-66 (Aldershot: Ashgate).
- Dollard, J. (1944) *Fear in Battle* (Washington DC: The Infantry Journal).
- Ewin, R. E. (1992) Loyalty and Virtues, *Philosophical Quarterly*, 42(169), pp. 403-19.
- Ficarrotta, J. C. (2010) *Kantian thinking about military ethics* (Aldershot: Ashgate).
- Gabriel, R. A. (1982) *To Serve with Honor: A Treatise on Military Ethics and the Way of the Soldier* (Westport: Greenwood Press).
- Keegan, J. (1976) *The Face of Battle* (London: Pimlico).
- Keller, S. (2007) *The Limits of Loyalty* (Cambridge: Cambridge University Press).

- MacCoun, R. J., E. Kier, and A. Belkin (2006) Does Social Cohesion Determine Motivation in Combat? An Old Question with an Old Answer, *Armed Forces & Society*, 32(4), pp. 646-54.
- Martinelli-Fernandez, S. (2006) Educating Honorable Warriors, *Journal of Military Ethics*, 5(1), pp. 55-66.
- Mastroianni, G. R. (2011) The Person–Situation Debate: Implications For Military Leadership And Civilian–Military Relations. *Journal of Military Ethics*, 10(1), 2-16.
- Mental Health Advisory Team IV (2006) *Operation Iraqi Freedom 05-07 Final Report* (Washington, DC: Office of the Surgeon, Multinational Force-Iraq and Office of the Surgeon General, United States Army Medical Command).
- Miller, I. (2000) *The Mystery of Courage* (Cambridge: Harvard University Press).
- Miller, L. L. and C. C. Moskos (1995) Humanitarians or Warriors? Race, Gender, and Combat Status in Operation Restore Hope, *Armed Forces and Society*, 21(4), pp. 615-37.
- Nagel, T. (1986) *The View from Nowhere* (New York: Oxford University Press).
- Olsthoorn, P. (2010) *Military Ethics and Virtues: An Interdisciplinary Approach for the 21st Century* (London: Routledge).
- Osiel, M. J. (1999) *Obedying Orders: Atrocity, Military Discipline & the Law of War* (New Brunswick and London: Transaction Publishers).
- Primoratz, I. (2008) Patriotism and Morality: Mapping the Terrain, *Journal of Moral Philosophy*, 5(2), pp. 204–26.
- Robinson, P. (2007a) Ethics Training and Development in the Military, *Parameters*, Spring, pp. 22-36.
- Robinson, P. (2007b) The Way of the Warrior, *Spectator*, June 13.
- Segal, D. R. and M. Meyer Kestnbaum (2002) Professional Closure in the Military Labor Market, in: D. M. Snider and G. L. Watkins (eds) *The Future of the Army Profession*, pp. 441-58 (Boston: McGraw-Hill).
- Sennett, R. (2003) *Respect in a World of Inequality* (New York: W. W. Norton).
- Shaw, M. (2005) *The New Western Way of War* (Cambridge: Polity Press).
- Slim, H. (2008) *Killing civilians: Method, madness, and morality in war* (New York: Columbia University Press).

Snow, N. E. (2009) How Ethical Theory Can Improve Practice: Lessons from Abu Ghraib, *Ethical Theory & Moral Practice*. 12(5), pp. 555-568.

Toner, J. H. (2000) *Morals under the Gun: The Cardinal Virtues, Military Ethics, and American Society* (Lexington: University Press of Kentucky).

United Nations Assistance Mission in Afghanistan (2012) *Annual Report on Protection of Civilians in Armed Conflict, 2011* (Kabul: United Nations Assistance Mission to Afghanistan). Available at <http://www.unhcr.org/refworld/pdfid/4f2fa7572.pdf>.

Wolfendale, J. (2008) What is the Point of Teaching Ethics in the Military? in: P. Robinson, N. de Lee, and D. Carrick (eds) *Ethics Education in the Military*, pp. 161-74 (Aldershot: Ashgate).

Zimbardo, P. G. (2007) *The Lucifer Effect: Understanding How Good People Turn Evil* (New York: Random House).

Thomas R. Eißner

Selbst- und Fremdwahrnehmung deutscher Bundeswehrsoldaten durch Kampfeinsätze und nach Aussetzung der Wehrpflicht im Umbruch?

1. Hinführung

Spätestens seit der griechischen Antike und ihren pluriformen philosophischen Schulen, die bis heute noch prägend sind, reflektieren wir das Phänomen des Wandels. Heraklitische Sentenzen wie *παντα ρει* (alles fließt) oder *ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαίνουσιν* (man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen) sind nahezu sprichwörtlich geworden. Dass solche Erkenntnisse mit ihren Konsequenzen nicht selbstverständlich sind, zeigt die jüngere Geschichte Europas. Mit dem Beginn des Kalten Krieges nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sowie mit der Herausbildung zweier deutscher Staaten in der Mitte Europas und vor allem nach der Errichtung der Berliner Mauer am 13. August 1961 schienen Deutschland, Europa und die Welt in zwei Machtblöcke dauerhaft geteilt, aufgeteilt zu sein, und zwar „bis in alle Ewigkeit“. Die Probe kann man immer noch leicht aufs Exempel machen. Wenn man 1985 einer erwachsenen Person in Deutschland und Europa gesagt hätte, in fünf Jahren wird Deutschland wiedervereint sein, hätte jene dies schlicht für absolut undenkbar, wenn nicht gar für verrückt gehalten. Es gibt hier aber feine Unterschiede: Hätte dies eine Person in Koblenz oder Hamburg gesagt, so hätte man sie milde belächelt oder diese für voll des guten Rheinrieslings gehalten; in Erfurt oder Dresden hätte man diese Person bestenfalls in eine psychiatrische Klinik eingewiesen, schlimmstenfalls nach „Bautzen“ oder „Hohenschönhausen“ eingeliefert, das heißt in berüchtigte Gefängnisse der Staatssicherheit.

Ähnlich verhält es sich insofern in Bezug auf die Deutsche Bundeswehr, als bis 1989/1990 Einsätze wie die im Kosovo oder gar fünfzehn Jahre später in Afghanistan für Bundeswehrwehrsoldatinnen und Bundeswehrsoldaten völlig undenkbar waren. Nach dem Ende des Kalten Krieges und dem der Sowjetunion schien der große Friede ausgebrochen zu sein, wo der Wolf beim Lamm, der Panther beim Böcklein liegt, und der Säugling vor dem Schlupfloch der Natter spielt (vgl. Jes 11,6.8). Politisch machte das Wort von der Friedensdividende die Runde, und im geschichtsphilosophischen Kontext sprach Francis Fukujama sogar vom „Ende der Geschichte“. Ebenso schien vor, aber auch nach 1989/1990 die Wehrpflicht ein fester Bestandteil des nunmehr gesamtdeutschen Staates zu sein, zumal Wehrpflichtige aus den nunmehr entstandenen sogenannten neuen Bundesländern nahezu wie selbstverständlich zur Bundeswehr gingen, auch aus Familien mit ehemals staatssozialistischem Hintergrund. Bundeswehrkommandeure beispielsweise fühlten sich als Soldaten in den neuen Bundesländern durchaus sehr wohl; es gab so gut wie keine Demonstrationen gegen die Bundeswehr; vor Ort war man ein sehr gern gesehener Gast bei Empfängen und anderen gesellschaftlichen Anlässen, und bei feierlichen Gelöbnissen reisten mitunter ganze Familien der Rekruten an, um am Gelöbnis auf dem Marktplatz oder nahe der Kaserne dabei zu sein. Und dann kam ein unmerklich merklicher Einschnitt: Die bewaffneten Auslandseinsätze der Bundeswehr.

2. Auslandseinsätze der Bundeswehr

2.1. Humanitäre Hilfseinsätze der Bundeswehr

Einsätze der Bundeswehr im Ausland waren zu diesem Zeitpunkt als solches nichts Neues. Nur fünf Jahre nach Aufstellung der Bundeswehr im Jahr 1955 erfolgte 1960 der erste Einsatz der Bundeswehr im Ausland, und zwar in Marokko, näherhin in Agadir. Dies ist insofern nicht ganz frei von einer Ironie der Geschichte, als ausgerechnet die Hafenstadt Agadir mit einer anderen deutschen militärischen Operation vom Sommer 1911 in Verbindung steht, die als „Panthersprung

nach Agadir“ in die Geschichtsbücher eingegangen ist.¹ Was ist aber 1960 in Marokko passiert? „In der Nacht vom 29. Februar auf den 1. März 1960 erschütterte ein gewaltiges Erdbeben die marokkanische Küstenstadt Agadir und machte große Teile dem Erdboden gleich. Zwischen 10 000 und 15 000 Menschen starben. Innerhalb kürzester Zeit lief eine europäische Hilfsaktion an. Die Bundeswehr entsandte eine Sanitätseinheit nach Marokko, die dort ein Feldlazarett betrieb.“² Dieser Einsatz wird nach deutschem und internationalem Verständnis als Humanitärer Hilfseinsatz definiert. Bis zum Jahr 2005 sollten dann noch sage und schreibe 146 solcher humanitärer Hilfseinsätze im Ausland erfolgen, darunter auch in Österreich 1998 bei einem Gruben- und 1999 bei einem Lawinenunglück. Trotz der allermeist dahinter stehenden Tragik verliefen diese Einsätze unspektakulär und haben kaum – mit Ausnahme der daran Beteiligten – eine Erinnerungspur in der Bundeswehr oder gar in der deutschen Gesellschaft hinterlassen.

2.2. Kampfeinsätze der Bundeswehr

Zwar hielten und halten die Humanitären Hilfseinsätze der Bundeswehr auch nach 1989/1990 an, aber durch den Fall der Berliner Mauer und den Zusammenbruch der europäischen Nachkriegsordnung und mit dem damit verbundenen Aufbau einer neuen Sicherheitsarchitektur in Europa sah sich die Bundesrepublik Deutschland gleichzeitig einem veränderten Verantwortungskontext ausgesetzt, für den es wie für so vieles in jenen Tagen keine Einübung, geschweige denn einen Masterplan gab. Dieser neue Verantwortungskontext wurde aber trotz der damals viel beschworenen Friedensdividende mit der Erwartung militärischen Engagements seitens der Bündnispartner in Bezug auf das „neue Deutschland“ verknüpft. Diese Erwartungshaltung an

¹ Mit dieser Aktion, die man heutigentags vielleicht als „show of force“ bezeichnen könnte, hatte Kaiser Wilhelm II. seinen imperialen Anspruch auf „einen Platz an der Sonne“ angezeigt.

² Bernhard Chiari, Agadir 1960: Der Erdbebeneinsatz in Marokko, in: Bernhard Chiari / Magnus Pohl (Hrsg.), Auslandseinsätze der Bundeswehr, Paderborn; München; Wien; Zürich 2010, 24.

Deutschland klopfte alsbald in Form des zweiten Golfkrieges an das sich noch dagegen sperrende deutsche Verantwortungsbewusstsein bezüglich einer militärischen Beteiligung unüberhörbar an. Deutschland hatte – um im Bilde zu bleiben – für seine Schwerhörigkeit Gründe. Denn vor dem Hintergrund des noch laufenden Vereinigungsprozesses in Deutschland sah man auf Seiten der NATO von der Forderung nach einem militärischen Beitrag Deutschlands vorerst noch einmal ab. Stattdessen beteiligte sich die damalige Bundesregierung unter Bundeskanzler Helmut Kohl finanziell, was damals als Scheckbuchdiplomatie bezeichnet worden ist.

Hinzu kam, dass nicht unmaßgebliche Teile vor allem der westdeutschen Gesellschaft immer noch durch die Auseinandersetzungen um den NATO-Doppelbeschluss der Jahre 1979/1983 geprägt waren sowie die Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit in Bezug auf den Nationalsozialismus und seine Verbrechen, näherhin hinsichtlich der Verbrechen der Wehrmacht, auch durch die Öffnung von bis dahin verschlossener Archive, einen neuen Schub erhalten hatte.

Wenngleich sich die Bundeswehr bereits seit der Wiedervereinigung an Einsätzen außerhalb Europas wie z.B. in Kambodscha 1991-1993 im Rahmen eines UN-Einsatzes mit 450 Sanitätssoldaten beteiligt hatte, so führte 1993 der Einsatz in Somalia, in den außer Sanitätssoldaten zum ersten Mal auch Heeressoldaten der Bundeswehr mit entsprechend leichter Bewaffnung entsandt worden waren, insofern zur Rechtssicherheit, als am 12. Juli 1994 das Bundesverfassungsgericht mit dem sogenannten „Out-of-area-Urteil“ rechtlich die Voraussetzung für eine Beteiligung der Bundeswehr an Kampf-Einsätzen außerhalb des NATO-Gebietes schuf wie z. B. im sogenannten Ex-Jugoslawien.³ Die Einsätze in Kambodscha und in Somalia waren noch Blauhelmeinsätze und keine Kampfeinsätze; sie haben ebenso hier weder in der Bundeswehr – wiederum Ausnahme der daran Beteiligten – noch in der deutschen Gesellschaft im Sinne eines sogenannten kollektiven Gedächtnisses tiefere Spuren hinterlassen. Dies

³ Agilof Keßelring, Bosnien-Herzegowina. Von UNPROFOR zu EUFOR Althena, in: Bernhard Chiari / Magnus Pohl (Hrsg.), Auslandseinsätze der Bundeswehr, Paderborn; München; Wien; Zürich 2010, 53f.

änderte sich grundlegend mit dem Kampfeinsatz der NATO gegen Ex-Jugoslawien in Verbindung mit dem Einsatz im Kosovo. Dieser startete ohne UN-Mandat am 24. März 1999 mit NATO-Luftangriffen unter dem Namen „Allied Force“. Und aufgrund der später nachgereichten UN-Sicherheitsrat-Resolution vom 10. Juni 1999 erfolgte der Einsatz von Bodentruppen der Bundeswehr im Rahmen der NATO-Friedenstruppe „Kosovo-Force“, kurz KFOR genannt.

Die Bundesrepublik Deutschland entsendete 6000 deutsche Soldaten im Rahmen von KFOR ins Kosovo; dabei übernahm die Bundeswehr als größtes Kontingent die Führung der Multinationalen Brigade Süd (MNB S) mit dem Hauptquartier in Prizren.⁴ Das heißt, seit dem Zweiten Weltkrieg hat Deutschland Soldaten mit einer Stärke von einer größeren Brigade in einen militärischen Einsatz außerhalb der deutschen Staatsgrenzen geschickt, wenngleich eingebunden in ein UN-Mandat und zusammen mit NATO-Verbündeten. Als durchaus brisant wurde empfunden, dass auf dem ehemaligen Staatsgebiet von Ex-Jugoslawien deutsche Soldaten bereits während des Zweiten Weltkrieges operiert hatten, so dass dieser Einsatz nolens volens geschichtlich nicht ganz unvorbelastet war, obwohl es keine inhaltlichen Parallelen oder gar Übereinstimmungen zwischen dem Deutschen Reich von 1933 bis 1945 und der Bundesrepublik Deutschland sowie der Wehrmacht und der Bundeswehr gab und gibt. Zu notieren ist, dass dieser Einsatz noch andauert, wenngleich mit deutlich geringem Personaleinsatz, und als erfolgreich gilt.

Ein deutlich folgenschwerer Einsatz der Bundeswehr war und ist der im Jahr 2002 begonnene Afghanistan-Einsatz, kurz ISAF genannt, der zwar offiziell 2014 endete, aber faktisch für Bundeswehrsoldaten, wenngleich als Ausbildungsmission „Resolute Support“, ebenfalls bis heute andauert und mit Blick auf die aktuellen Ereignisse in Afghanistan de facto nicht so schnell als beendet bewertet werden kann. Man könnte also etwas überspitzt und somit provokant sagen: Der

⁴ Vgl. ders., Der Krieg der NATO gegen Jugoslawien und der Einsatz im Kosovo 1998/99, in: Bernhard Chiari / Magnus Pohl (Hrsg.), Auslandseinsätze der Bundeswehr, Paderborn; München; Wien; Zürich 2010, 75.

Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr hat rein rechnerisch bereits länger als der erste und zweite Weltkrieg zusammen gedauert, was freilich für andere NATO-Partner ebenso gilt.

Dass solche Einsätze das Selbstbild und das Fremdbild von Bundeswehrsoldaten und Bundeswehrsoldatinnen ändern, kann niemanden überraschen.

3. Änderung des Selbstbildes von Bundeswehrsoldaten – ein Näherungsversuch

3.1. Gestorben, getötet, gefallen?

Die Selbstwahrnehmung von Bundeswehrsoldaten war streckenweise eine zweigeteilte, um nicht zu sagen, eine doppelschichtige. Die eine Wahrnehmung ist bzw. war die des Bundesverteidigungsministeriums, die interessanterweise mitunter mit Sichtweisen der Bevölkerung durchaus identisch war; die andere war und ist die von Soldatinnen und Soldaten, vor allem von denen, die an Kampfeinsätzen teilgenommen und Gefechtssituationen erlebt haben. Diese unterschiedliche Wahrnehmungsweise wurde vor allem im fortgesetzten Laufe des Afghanistan-Einsatzes offensichtlich. Während bis 2008 ministeriell-offiziell von Stabilisierungseinsätzen und dergleichen die Rede war, bezeichneten Soldaten und Soldatinnen ihre Einsätze schon längere Zeit als „Krieg“ bzw. als „kriegsähnliche Einsätze“. Diese Diastase machte sich bemerkenswerterweise plötzlich an dem alten soldatischen Ausdruck „gefallen“ bzw. „Gefallene“ fest. Nach offiziell-ministerieller Lesart starben Soldaten oder wurden im Einsatz getötet. Das „G-Wort“ durfte in der Bundeswehr nicht verwendet werden bzw. man tat alles, um es zu vermeiden. Dass mit dem Ausdruck „gefallen“ der Ausdruck „verwundet“, aber nicht „verletzt“ korrespondiert, interessierte dabei kaum jemanden, so dass man ministeriell diesem Aspekt gegenüber begrifflich gleichgültig blieb. Dass dies nicht vorschnell als eine Petitesse abgetan werden kann, zeigte sich alsbald, als aus dem soldatischen Kontext heraus der Wunsch nach einem „Verwundetenabzeichen“ entstand. Diese

Forderung ist aber seitens des Verteidigungsministeriums bis heute abgelehnt worden.

Die ministeriell vorgegebene Begriffsvermeidung änderte sich, als der damalige Verteidigungsminister Dr. Franz Josef Jung während einer Trauerfeier am 24. Oktober 2008 in Zweibrücken den Ausdruck „gefallen“ plötzlich und unerwartet verwendete. Der entscheidende Satz lautete: „Ich verneige mich vor den Toten, die für unser Land im Einsatz für den Frieden gefallen sind.“⁵ War der interne Druck zu groß geworden? War die Gesellschaft bereit, jetzt zu akzeptieren, dass in ihrem Namen, „Im Namen des deutschen Volkes“ wieder deutsche Soldaten getötet werden, vulgo „fallen“? Die quasi pazifistische Formel „für den Frieden gefallen“ half anscheinend, die begrifflich-inhaltliche Hürde zu nehmen. Unabhängig davon oder auch aus Trotz und Gegenreaktion hatte sich in einigen Kasernen, aus denen Soldaten in den Afghanistan-Einsatz gingen und starben, eine eigenständige soldatische Trauer- und Gedenkkultur ihren Weg gebahnt, die bemerkenswerterweise stillschweigend geduldet worden ist. Nach der Bundestagswahl im Jahr 2009 wurde am 28.10.2009 Karl-Theodor zu Guttenberg Verteidigungsminister. Dieser sprach bezüglich der Situation in Afghanistan im März 2010 dann vorbehaltlos von „Krieg“ bzw. von „kriegsähnlichen Zuständen“.⁶ Dieses begriffliche Wendenmanöver trug unter anderem zu einer gewissen Popularität des jugendlich wirkenden Verteidigungsministers aus altem Adel bei.

3.2. Das Ehrenmal der Bundeswehr

Noch unter Guttenbergs Vorgänger, Franz Josef Jung, wurde auf dem Gelände des Verteidigungsministeriums in Berlin ein Ehrenmal für die „Toten unserer Bundeswehr für Frieden, Recht und Freiheit“, so

⁵ Vgl. spiegel-online vom 24.10.2008, 13.02 Uhr.

⁶ Guttenberg: „Das war einer der Gründe, weshalb ich so viel Wert darauf gelegt habe, auch den Bezugspunkt hin zum Begriff Krieg zu finden, obwohl der völkerrechtlich natürlich nicht sauber ist. Deswegen musste ich mich des Begriffes kriegsähnlich zunächst einmal bedienen. Ich sage aber immer, ich habe jedes Verständnis, dass man umgangssprachlich auch von Krieg da unten spricht. Es war notwendig, mit einer klaren Sprache dafür zu sorgen, wie ordnen wir das völkerrechtlich ein?“, Interview im Deutschlandfunk, 14.03. 2010.

die Inschrift, von der Bundeswehr selbst errichtet. Zwar hatten zuvor und haben noch alle Teilstreitkräfte ihr eignes Ehrenmal⁷, aber ein teilstreitkräfteübergreifendes und ausschließlich für alle Bundeswehrsoldatinnen und Bundeswehrsoldaten, die während ihrer Bundeswehrdienstzeit – aus welchen Gründen auch immer – gestorben sind, gemeinsames Ehrenmal gab es bis dato nicht. Eine nennenswerte und breite Diskussion über Standort, die Architektur und Ausgestaltung des Ehrenmals, die über die ohnehin berufsmäßig mit diesem Ehrenmal befassten Kreise hinausgegangen wäre, habe ich nicht wahrgenommen. Lautet doch ein alter Grundsatz: Quod omnes tangit, ab omnibus tractandum est.⁸ Zu deutsch: Was alle angeht, muss von allen verhandelt werden. Oder geht dieses Ehrenmal nicht alle an? Es muss ja in einer repräsentativen Demokratie nicht der leicht anderslautende Grundsatz Anwendung finden: Quod omnes tangit ab omnibus approbari debet⁹. Zu deutsch: Was alle angeht, muss von allen gebilligt / genehmigt werden; andere Berufsgruppen wie zum Beispiel die Bundespolizei oder die Berufsfeuerwehr haben auch kein überregionales Ehrenmal in Deutschland.

3.3. Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit (Tapferkeitsmedaille)

Seit Gründung der Bundeswehr im Jahr 1955 legt jeder Zeit- und Berufssoldat den Eid mit folgenden Wortlaut ab: „Ich schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen“. Dieser Eid kann auf freiwilliger Basis mit der religiösen Bekräftigungsformel „So wahr mir Gott helfe“ abschließend ergänzt werden. Mit diesem Eid verpflichtet sich also jeder Soldat ex officio tapfer zu sein, und zwar ausdrücklich im Hinblick auf „das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes“. Nach dem 2012 verstorbenen Bundesverteidigungsminister Dr. Peter Struck wird zudem die Freiheit Deutschlands ebenso am Hindukusch verteidigt, was angesichts der Ursachen für

⁷ Für die Bundesmarine in Laboe, für die Luftwaffe in Fürstentfeldbruck und für das Heer in Koblenz.

⁸ Joannes Baptist Ladvocat, Tractatus de Conciliis in genere, Paris 1769, 117.

⁹ Geht auf Kaiser Justinian, 6. Jahrhundert zurück.

Flüchtlingsströme in Richtung Europa eine neue Wendung genommen hat. Wie dem auch sei, zumindest haben wir auch in diesem Diktum beide Komponenten zusammen: Tapfer und die Verteidigung Deutschlands. Aus diesem Kontext heraus ist eine weitere Neuerung entstanden. Ist von 1955 bis 2008 die Bundeswehr ohne eine ausdrücklich genannte Tapferkeitszeichnung für Soldaten und Soldatinnen ausgekommen, so kann seit dem 18. September 2008 das „Das Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit“, kurz Tapferkeitsmedaille genannt, verliehen werden.¹⁰ Diese Auszeichnung ist bisher sehr zurückhaltend verliehen worden.

Dem korrespondiert, dass seit dem 12. November 2010, dem Gründungsdatum der Bundeswehr, die „Einsatzmedaille Gefecht“, auch Gefechtsmedaille genannt, an Soldaten und Soldatinnen verliehen werden kann. Tapferkeits- und Gefechtsmedaille sind somit wieder an eine deutsche Uniform zurückgekehrt.

Besonders bemerkenswert war die erstmalige Verleihung der Gefechtsmedaille. Diese wurde posthum an den am 29. April 2009 in einem Feuergefecht in Afghanistan ums Leben gekommen Hauptgefreiten Sergej Motz verliehen. Die bittere Ironie dieser Ordensverleihung besteht darin, dass der Vater von Sergej Motz selbst als Sowjetsoldat in Afghanistan war und später mit seiner Familie nach Deutschland ausreiste – vermutlich auch eines sicheren Lebens wegen.

3.4. Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS)

Eine bis dato nicht nur für die Bundeswehr durchaus noch gewöhnungsbedürftige Situation ist, dass Soldatinnen und Soldaten aufgrund von Erlebnissen in Auslandseinsätzen, vor allem seit den Einsätzen in Ex-Jugoslawien und Afghanistan, an der Posttraumatischen Belastungsstörung, kurz PTBS genannt, erkrankt sind, erkranken und erkranken werden. Diese Krankheit ist insofern heimtückisch, als die seelische Verletzung für den Soldaten im Unterschied zu einer Schussverletzung unsichtbar geschieht und sich die Inkubationszeit

¹⁰ Die erste Verleihung dieses Ehrenkreuzes erfolgte am 6. Juli 2009, vgl. wikipedia s.v.

bis zum Ausbruch der Krankheit weder genau bestimmen noch vorhersagen lässt. Zudem vermag diese Krankheit, wenn nicht alsbald professionelle Hilfe beigezogen wird, die davon betroffene Person und ihr familiäres Umfeld zu zerstören. Dieses Krankheitsphänomen war für die Bundeswehr aus eigenem Erleben bis dahin unbekannt. Eine solche Erkrankung stellte durchaus eine Herausforderung für die Bundeswehrbürokratie dar, die wie alle Bürokratien schwerfällig ist. Dies bedeutete u.a. für die an PTBS erkrankten Soldatinnen und Soldaten – und zu einem nicht geringen Teil bis heute –, dass sich offizielle Stellen der Bundeswehr lange Zeit mit der Anerkennung dieser Krankheit schwer getan haben, wenn nicht sogar im Verweigerungsmodus blieben. Darüber hinaus mussten und müssen die Soldaten selbst noch den Nachweis dafür erbringen, dass sie ein sie schwer belastendes Erlebnis hatten.¹¹ Vor diesem Hintergrund darf ebenso nicht vergessen werden, dass sich nicht wenige Soldaten und Soldatinnen, besonders Männer, immer noch sehr schwer tun, sich einzugestehen, dass sie an einer seelischen Erkrankung leiden. Das Selbstbild des tapferen, alles bestehenden und überstehenden Soldaten kollidiert mit dem Eingeständnis, psychisch erkrankt zu sein. Auch dies wird nicht selten als eine Frage der Ehre empfunden.

Wenngleich sich in den letzten Jahren bezüglich der Anerkennung einer PTBS-Erkrankung von Soldatinnen und Soldaten spürbare Verbesserungen verzeichnen lassen – so gibt es beispielsweise seit Dezember 2010 eigens einen PTBS-Beauftragten der Bundeswehr im Range eines Brigadegenerals –, so ist dennoch zu konstatieren, dass die Anzahl der anerkannten PTBS-Erkrankungen eine Steigerungskurve erfahren hat. Waren es laut Statistik des Bundeswehrkrankenhauses Berlin 2010 insgesamt 1.097 Soldatinnen und Soldaten, so sind es 2011 insgesamt 1.226. Die mit Abstand meisten PTBS-Erkrankungen haben Soldatinnen und Soldaten, die im Afghanistan-Einsatz waren; die zweite, aber mit Abstand nächste Gruppe sind Soldaten und Soldatinnen, die im Kosovo bei KFOR stationiert waren.

¹¹ Vgl. Marco Seliger, „Ich kann nicht mehr“, in: loyal. Das Magazin für Sicherheitspolitik, Nr. 10 (2015), 8-17.

Schließlich darf ebenfalls nicht vergessen werden, dass ein Auslandseinsatz der Bundeswehr von der pluriformen deutschen Gesellschaft meist nicht oder nur recht einseitig und oberflächlich wahrgenommen wird und eine gesellschaftliche Anerkennung der Soldatinnen und Soldaten für ihren Dienst recht zurückhaltend geschieht, wenn nicht sogar ausbleibt. Nicht wenige Soldatinnen und Soldaten erfahren darüber hinaus sogar noch den Vorwurf, an einem unrechtmäßigen Einsatz / „Krieg“ beteiligt zu sein und / oder sogar der Kategorie Söldner / Mörder („Soldaten sind Mörder“) zugerechnet zu werden.

3.5. Veteranen

Mit Blick auf die Auslands- und Kampfeinsätze hat sich zum ersten Mal seit Bestehen der Bundeswehr der Typus des Veteranen herausgebildet. Dieser Typus ist nicht einheitlich und entgegen dem ersten Anschein nicht leicht zu bestimmen. Denn hierbei handelt es sich vorerst um keine offizielle, sondern um eine Selbstzuschreibung: „Ich bin ein Veteran“; „ich sehe mich / ich fühle mich als Veteran“. Angelehnt ist dieser Typus am US-amerikanischen bzw. angelsächsischen Vorbild. Ein solcher Soldat versteht sich vorzugsweise als einer, der im Kampfeinsatz war und darüber hinaus an Kampfhandlungen teilgenommen, vielleicht sogar eine körperliche und / oder seelische Verletzung davon getragen hat. Nicht selten kommt hinzu, dass ein Soldat, der sich *expressis verbis* als Veteran versteht, damit auf das seiner Meinung nach fehlende Verständnis und / oder auf die fehlende Anerkennung seines soldatischen Einsatzes für die Bundesrepublik Deutschland seitens seiner privaten und / oder gesellschaftlichen Umgebung reagiert. Vor diesem Hintergrund schließt er sich mit Kameraden, die Vergleichbares in Afghanistan oder im Kosovo erlebt haben, in Veteranenvereinen zusammen. Zu nennen sind beispielsweise die 2010 gegründeten Vereine „Bund Deutscher Veteranen“ sowie der „Deutsche Veteranenverband“, wobei letzterer sich im Dezember 2012 wieder aufgelöst hat. Freilich gibt es nach guter deutscher Tradition sogar so etwas wie eine Definition dafür, wer sich sozusagen nahezu amtlich als Veteran verstehen darf: „Wer ehrenhaft aus dem aktiven Dienst in der Bundeswehr ausgeschieden ist und als

Angehöriger der Bundeswehr im Ausland an mindestens einem Einsatz oder einer besonderen Verwendung im Rahmen von humanitären, friedenserhaltenden oder friedensschaffenden Maßnahmen oder einer Ausbildungsmission der NATO oder der EU außerhalb des NATO-Bündnisgebietes teilgenommen hat, ist Veteran.“¹² Mit einem Wort, nahezu alle Bundeswehrsoldaten.

3.6. Aussetzung der Wehrpflicht

Eine weitere, tiefere Veränderung mit durchaus ebenso weitreichenden Folgen stellt die Aussetzung der Wehrpflicht im Jahr 2011 durch Bundesverteidigungsminister zu Guttenberg dar. Diese Aussetzung, die landläufig nicht ganz unzutreffend als Abschaffung der Wehrpflicht bezeichnet wird, ist zudem vor dem Hintergrund der Verkleinerung der Bundeswehr und der damit einhergehenden Schließung von Standorten zu sehen. Auf diese Weise findet de facto eine schleichende Entflechtung von Gesellschaft und Bundeswehr statt. Denn immer weniger kommen familiär oder gesellschaftlich mit Bundeswehrsoldatinnen und Soldaten in Berührung. Außerdem wird die Bundeswehr zunehmend eine reine Berufsarmee. Dies hat Konsequenzen für die Gewinnung neuer Soldatinnen und Soldaten, zumal bereits seit längerer Zeit, wie es heißt, „ein Kampf um die intelligenten Köpfe“ auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland eingesetzt hat. Eine immer wieder geäußerte Befürchtung lässt sich aber bis jetzt noch nicht bestätigen, dass nunmehr vor allem Personen aus prekären Milieus zur Bundeswehr kommen, die zudem ethisch unsensibel, mehr noch, gar nicht bildungswillig und somit zum Typus des willigen, aber stumpfen Kämpfers zuzurechnen seien.

3.7. Einsatzliteratur und Spielfilme

Ein ebenso neues Phänomen sind Bücher von ehemaligen Bundeswehrsoldaten und Bundeswehrsoldatinnen über ihre eigenen Einsätze

¹² So der Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière am 17. Januar 2013 in Bad Reichenhall, s. Artikel „Veteran“, wikipedia, mit Link auf den Text des Verteidigungsministers (abgerufen am 09.10.2015, 19.30 Uhr).

sowie Spielfilme über Soldaten im Kontext von Auslandseinsätzen, vorzugsweise in Afghanistan. Die Anzahl der Spielfilme, die meist emotional sehr dicht besetzt, aber nicht rührselig und von Nicht-Soldaten gedreht worden sind, ist zwar noch überschaubar¹³, aber sie erreichen ein sehr breites Publikum und sind gleichsam ein Schlüssel- loch, durch welches die bundesdeutsche Gesellschaft Einblick in das vermeintliche Alltagsleben von Bundeswehrsoldaten im Einsatzgebiet erhält.

Die Literatur von ehemaligen Bundeswehrsoldatinnen und Soldaten, die ihren eigenen Auslandseinsatz thematisieren, ist in den letzten Jahren spürbar angewachsen.¹⁴ Diese Bücher verstehen sich nicht in erster und nicht zweiter Linie als eine Literatur, die vor den Maßstäben einer akademischen Literaturkritik bestehen will, sondern dieser Literatur brennt es gleichsam in der Feder, berichten zu wollen, wie der betreffende Autor / die betroffene Autorin seinen / ihren Auslandseinsatz erlebt und nicht selten durchlitten hat. Auch dies war für das Bundesverteidigungsministerium eine ganz neue Erfahrung.

Bei aller Kritik, die man im Einzelnen immer üben kann – gerade auch mit Blick auf die Spielfilme –, gewähren jene Bücher je für sich einen einigermaßen authentischen Einblick in die Erlebnis- und Gefühlswelt von Einsatzsoldatinnen und Einsatzsoldaten der Bundeswehr ohne Zensurvorbehalt. Auf diese Weise ist nebenbei in der bundesdeutschen Literatur ein neues Genre bzw. ein neues literarisches Genus

¹³ „Willkommen zu Hause“ (2008), „Auslandseinsatz“ (2012), „Eine mörderische Entscheidung“ (2013) und „Zwischen Welten“ (2014).

¹⁴ Aus der Fülle seien beispielsweise nach Erscheinungsjahr genannt: Uwe D., Randnotizen - Hundert Mann und ein Befehl. Als Berufssoldat in Afghanistan, als Mensch in der Heimat - ein Tagebuch zweier Welten, Isny im Allgäu 2008; Marc Lindemann, Unter Beschuss. Warum Deutschland in Afghanistan scheitert, Berlin 2010; Heike Groos, Ein schöner Tag zum Sterben, Frankfurt / Main 2009; Dies., Du musst die Menschen lieben. Als Ärztin im Rettungswagen, auf der Intensivstation und im Krieg, Frankfurt / Main 2011; Dies., "Das ist auch euer Krieg!". Deutsche Soldaten berichten von ihren Einsätzen, Frankfurt / Main 2011; Johannes Clair, Vier Tage im November, Berlin 2012; Robert Sedlatzek-Müller; Soldatenglück. Mein Überleben nach dem Überleben, Hamburg 2012; Marc Lindemann, Kann Töten erlaubt sein? Ein Soldat auf der Suche nach Antworten, Berlin 2013; Norbert Scheuer, Die Sprache der Vögel, München 2015; Rainer Buske, Kunduz. Ein Erlebnisbericht über den militärischen Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan im Jahre 2008, Berlin 2015.

entstanden, und zwar das Genus „Einsatzberichtsbericht“, wie ich es vorläufig nennen würde.

4. Ein unvollständiges Fazit

Ja, die Auslands- und Kampfeinsätze der letzten zwanzig Jahre haben das Selbst- und Fremdbild der Bundeswehr verändert. Ohne wenn und aber. Folgende Aussagen lassen sich formulieren.

- Bundeswehrsoldaten lernen das Kämpfen, um das Kämpfen in konkreten Fällen auch tatsächlich anwenden zu müssen, aber nicht so abstrakt wie im Kalten Krieg, sondern ganz real in Duellsituationen.
- Bundeswehrsoldaten lernen, dass „Gut-Kämpfen-Können“ allein nicht ausreichend ist, sondern dass sie beispielsweise ebenso interkulturelle Kompetenzen zu erlernen haben.
- Bundeswehrsoldaten erfahren, dass „getötet werden“ und „selbst töten zu müssen“ keine abstrakten Größen mehr, sondern ständige Begleiter von Kampfeinsätzen sind.
- Bundeswehrsoldaten erkranken im Einsatz an Leib und Seele, und zwar nicht selten irreversibel.

Dennoch ist die Bundeswehr insofern keine andere Armee geworden, als sie dem Grundgesetz verpflichtet bleibt. Ebenso steht das Konzept der Inneren Führung, näherhin das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, nicht infrage. Eher hat Innere Führung trotz gelegentlich anderslautender Meinungen vor dem Hintergrund der Auslandseinsätze an Bedeutung gewonnen. Das heißt freilich nicht, dass sich die oben genannten Veränderungen wie von selbst gestalten sowie ohne Risiken und Nebenwirkungen verlaufen. In den Streitkräften und in den Bundeswehrverwaltungen hat ein vielgestaltiger Lernprozess eingesetzt, der mitunter als mühsam empfunden worden ist.

Im Gegenzug dazu lernt und begreift die bundesdeutsche Gesellschaft, dass von ihr deutsche Soldatinnen und Soldaten über ein Parlamentsmandat in Auslandseinsätze geschickt werden und dabei zu Tode kommen oder mit irreversiblen Erkrankungen zurückkommen können. Das alles stellt freilich eine Zumutung dar, auf die eine allem

Militärischen gegenüber skeptische und postheroische Gesellschaft mit Ratlosigkeit sowie Verdrängung und nicht selten zudem mit Unverständnis und Zynismus reagiert.

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag beleuchtet das derzeitige System der Ausbildung sowie Fort- und Weiterbildung österreichischer Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere und stellt dabei den Bildungsaspekt im Sinne einer Allgemeinbildung in den Vordergrund. Kapitel 2 beschäftigt sich zunächst mit dem Stellenwert des Unteroffiziers aus einem historischen Blickwinkel sowie der Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere von heute und morgen, soweit Prognosen gestellt werden können. In Kapitel 3 werden Rollen vorgestellt, die von Vertreterinnen bzw. Vertretern des Unteroffizierskorps wahrzunehmen sind. Davon abgeleitet ergeben sich schlussendlich Aussagen zum einschlägigen Bildungserfordernis, das in Kapitel 4 präsentiert und zur Diskussion gestellt wird. Ein Ausblick in Kapitel 5 beendet schließlich diesen Text und stellt eine klare Forderung an jene Personen und Stellen, die für die Entwicklung des österreichischen Unteroffizierskorps verantwortlich zeichnen.

2. Der Stellenwert der Unteroffizierin bzw. des Unteroffiziers

2.1. Vermittlung zwischen dem Offizier bzw. der Offizierin und der Mannschaft

Der Unteroffizier ist als Personengruppe oder Berufsstand, wenn man dies so bezeichnen möchte, historisch betrachtet eine noch recht junge Erscheinung, die in einer mit heute vergleichbaren Form erst in der Neuzeit auftauchte. Unteroffizierinnen gibt es etwa im Österreichischen Bundesheer überhaupt erst seit Anfang des 21. Jahrhunderts.

Die einfachen Soldaten oder Mannschaften wurden in organisierten Heeren von Offizieren befehligt, wobei in der Regel dem Adel angehörige „Oberoffiziere“ das Kommando über größere Einheiten und Verbände innehatten und „Unteroffiziere“ direkt an der Seite der Soldaten ihren Dienst zu leisten hatten. Die Grundidee ist heute dieselbe, doch wird bei ersteren das „Ober“ schon lange weggelassen und von Offizierinnen bzw. Offizieren gesprochen, zweitere jedoch heute als Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere bezeichnet.

Unteroffiziere hatten auch früher zunächst die einfachen Soldaten auszubilden, auf Einsätze vorzubereiten und sie danach in diesen auch als unmittelbare Vorgesetzte zu führen. Die rauen, schikanösen und oft brutalen Methoden, die dabei angewandt wurden, beeinflussen eigentlich noch immer das Bild des Unteroffiziers in der Öffentlichkeit. Der vom Dauergebrüll schon heisere Schreier am Kasernenhof und der die Menschenwürde verachtende Schleifer gehören in Österreich jedoch nicht zuletzt dank einer modernen Führungsausbildung und abschreckender Strafen bei Missachtung der Pflichten von Vorgesetzten der Vergangenheit an. Die Forderungen nach einer harten, das heißt effizienten Ausbildung und einer situationsangepassten Führung von Soldatinnen bzw. Soldaten im Einsatz bleiben unterdessen aufrecht. Die Debatte um Grenzziehungen zwischen Härte und Schikane flammt in diversen Anlassfällen immer wieder auf.

Internationale Vergleiche des jeweiligen Status und der Aufgaben von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren sind generell schwer zu ziehen. Zu unterschiedlich sind die Traditionen und die interne Organisation von Streitkräften, ganz zu schweigen von den vorgelagerten gesellschaftlichen Bedingungen wie dem Bildungssystem. Während zum Beispiel die Staaten im ehemaligen Warschauer Pakt bekannterweise über Offiziersarmeen verfügten, in denen Unteroffiziere nur als Hilfskräfte zum Einsatz kamen, pflegen die Streitkräfte des Westens eher, nicht zuletzt auf Basis einer entsprechenden Tradition im angloamerikanischen Raum, ihre militärischen Einheiten und Verbände auf starke Unteroffizierskorps abzustützen, die sie auch

prägnant als „Rückgrat der Armee“ („backbone of the army“) bezeichnen.

In Österreich ist die Situation nicht ganz so einfach. Einerseits gehen die militärischen Traditionen ganz offiziell im Sinne einer Traditionspflege auf die Kaiserzeit zurück, in der wir eindeutig über eine Armee verfügten, die fast ausschließlich vom Offizierskorps getragen wurde. Andererseits haben sich militärische Einsatzszenarien gerade in den letzten Jahren mit Auswirkungen auf die Stellung des Unteroffiziersstandes drastisch geändert. Dies soll im folgenden Abschnitt näher erläutert werden.

2.2. Der „Strategische Unteroffizier“?

Von Napoleon Bonaparte wird erzählt, er habe vor Herausgabe wichtiger Befehle an seine Truppen immer einen Unterführer zu sich kommen lassen, der den Auftrag erhielt, den Inhalt und Sinn dieser Befehle nach einer probeweisen Verlesung mit eigenen Worten wiederzugeben. Damit sollte die Verständlichkeit der Anordnungen überprüft werden, noch bevor diese an die betroffenen Stellen weiterleitet wurden. Ein Soldat eines Ranges, der mit einem heutigen Unteroffizier vergleichbar ist, war gewissermaßen ideal für einen solchen Versuch. Auf der einen Seite wäre das Verständnis derartiger Befehle von einem einfachen Soldaten mangels Ausbildung nicht zu erwarten gewesen und dies war dank der engen Führung der Mannschaften durch Unteroffiziere wohl auch nicht erforderlich. Auf der anderen Seite konnte ein Feldherr davon ausgehen, dass seine Offiziere seine Befehle auch richtig verstehen würden, wenn diese zuvor von einem Unterführer sinngemäß korrekt wiederholt werden konnten. Man kann hier gewissermaßen bereits von einer strategischen Bedeutung des Unteroffiziers sprechen, allerdings völlig von jener verschieden, die jetzt zwei Jahrhunderte später zu tragen kommt.

Ein besonderes Charakteristikum von klassischen Streitkräften, das die Grundlage für Reaktionen in der Bandbreite von neidvoller Würdigung bis zur Verfassung von Militärsatiren bildet, ist eine streng hie-

rarchische Organisation auf der Basis einer Befehlskette von oben nach unten. Das gilt an sich bis heute, jedoch sehen sich militärische und politische Führerinnen bzw. Führer vor allem bei Auslandseinsätzen immer mehr mit Situationen konfrontiert, in denen Entscheidungen mit bedeutenden, vielleicht sogar strategischen Konsequenzen durch Kommandantinnen bzw. Kommandanten auf der untersten Führungsebene, und damit in aller Regel von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren, zu treffen sind. Wenn die bzw. der Verantwortliche etwa für einen Checkpoint in einer brenzlichen und dann meist unübersichtlichen Situation mangels Kompetenz eine Fehlentscheidung oder keine Entscheidung trifft, dann kann dies weitreichende Konsequenzen bis in den politischen Bereich hinein hervorrufen. Um Führungskräfte unabhängig von deren konkreter Aufgabe möglichst umfassend und tiefgehend auf solche Entscheidungen vorbereiten zu können, wird unter anderem neben einer gezielten Personalauswahl vorab und der schrittweisen Heranführung auf immer schwierigere Aufträge zwecks Ermöglichung persönlicher Erfahrungen auch das berufliche Bildungsangebot eine besondere Rolle einnehmen.

3. Rollen der Unteroffizierin bzw. des Unteroffiziers

Das Rollenbild des österreichischen Unteroffiziers in der Zweiten Republik wurde jahrzehntelang durch ein Dreieck mit den Eckpunkten 1. Kommandant, 2. Ausbilder und 3. Erzieher dargestellt. Diese drei Rollen sind auch heute noch aktuell und von zentraler Bedeutung. Sie werden deshalb auch an die Spitze des folgenden Abschnitts gestellt. Das heutige Rollenbild sollte man allerdings nicht zuletzt aufgrund der komplexeren Aufgabenfelder für diese Personengruppe, deren Eigenbild sich hinsichtlich ihrer gestiegenen Bedeutung innerhalb des Heeres durchaus selbstbewusster darstellt, etwas differenzierter zeichnen.

3.1. Kommandant bzw. Kommandantin

Die Rolle der Führungskraft nimmt sowohl im Selbstverständnis des militärischen Kaders als auch in der Ausbildung und wohl auch in der

öffentlichen Wahrnehmung einen wichtigen Platz ein. Kommandantin bzw. Kommandant zu sein gilt generell als „edelste“ Aufgabe der Kadersoldatin bzw. des Kadersoldaten, wenngleich es hier einen enormen Anstieg des Status mit Bezug auf die jeweilige Höhe der Führungsebene gibt. Bereits Kommandantinnen bzw. Kommandanten auf der Trupp- oder Gruppenebene haben gerade in der heutigen Zeit einen objektiv hohen Stellenwert, wie oben bei der Beschreibung des „strategischen Unteroffiziers“ gezeigt wurde. Dieser müsste aber subjektiv, also in den Köpfen einzelner Menschen, mit Auswirkungen beginnend bei der Personalwerbung bis zur Überzeugung ministerieller Entscheidungsträger besser verankert werden.

Gerade wenn es um die Vergleichbarkeit militärischer Qualifikationen mit anderen Berufsgruppen geht, dann wird die Führungsqualifikation als Besonderheit des Offiziers- und Unteroffiziersberufes hervorgehoben. In der Tat wird man keinen anderen Beruf finden, in dem man in so jungem Alter mit einer vergleichbaren Führungsverantwortung für andere Menschen konfrontiert wird. Immerhin geht es doch bei Soldatinnen bzw. Soldaten in letzter Konsequenz um den bewussten Einsatz des eigenen Lebens für die Sicherheit der eigenen Bevölkerung, obwohl uns dies nach Jahrzehnten des relativen Friedens in unserer unmittelbaren Umgebung nicht immer so klar sein dürfte.

In der Ausbildung der militärischen Führungskräfte werden diese sehr bald mit der sogenannten Unteilbarkeit der Verantwortung einer Kommandantin bzw. eines Kommandanten konfrontiert. Dies drückt eines deutlich aus: Die Führungskraft trägt am Ende für getroffene Entscheidungen oder Nicht-Entscheidungen die alleinige Verantwortung und kann diese nicht auf andere abschieben. Der angesprochene Grundsatz wird sicher auch in Zukunft bestehen bleiben, doch weist die tendenziell höher werdende Komplexität beruflicher Rahmenbedingungen im 21. Jahrhundert in Richtung einer stärker werdenden Abhängigkeit bei Führungsentscheidungen von Expertenwissen, das sich immer weniger auf das Know-how der Führungskraft selbst abstützen kann. Folglich kommen immer mehr

Spezialistinnen bzw. Spezialisten in beratender oder unterstützender Funktion zum Einsatz – ein Betätigungsfeld, mit dem sich auch Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere sehr gut identifizieren können, wie dies weiter unten noch näher ausgeführt wird.

Eine ähnlich hohe Identifikation ist seitens der Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere jedoch für die Rolle einer Kommandantin bzw. eines Kommandanten zu verzeichnen. Das Aufgabengebiet der Gruppenkommandantin bzw. des Gruppenkommandanten, also der Führung kleiner Teams von etwa acht bis zwölf Personen, gestaltet sich in Österreich ident mit militärischen Systemen in vergleichbaren Ländern.

Nicht mehr so selbstverständlich ist der Einsatz von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren als Führungskräfte auf Zugesebene. Als Zug oder Teileinheit wird beim Militär eine Organisationsform bezeichnet, die in der Regel aus mehreren Gruppen und in Summe aus ungefähr 30 bis 50 Personen besteht. Hier ging man in Österreich bisher den Weg, nicht nur die Kommandantenfunktion für die Gruppe als Basis für die Grundausbildung von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren heranzuziehen, sondern mit gleicher Selbstverständlichkeit die Weiterbildung für das gesamte Unteroffizierskorps an der allgemeinen Qualifikation einer Zugskommandantin bzw. eines Zugskommandanten auszurichten. Dies passierte vor allem aus Gründen einer breit angesetzten Expertise des Unteroffizierskorps und der Möglichkeit eines flexiblen Personaleinsatzes, zumal nur eine Minderheit der Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere im täglichen Dienst- und Ausbildungsbetrieb in ihrer Hauptfunktion Teileinheiten zu führen haben. Im militärischen Einsatz können sich aber rasch zumindest ähnliche Herausforderungen ergeben.

3.2. Ausbilder bzw. Ausbilderin

Ausbildung ist einer der klassischen Aufträge des militärischen Kadpersonals im Kontext der Einsatzvorbereitung. Ganz besonderes Augenmerk wurde auf dieses Aufgabenfeld in den letzten eineinhalb

Jahrzehnten des Kalten Krieges gelegt, als es galt, ein Heer mit anfangs geplanten 300.000 Soldaten für die Umsetzung einer Raumverteidigung gegen militärische Angriffe von außen aufzustellen. Vor allem die Gründung der Landwehrregimenter führte zu einer riesigen Anzahl an auszubildenden Soldaten, die basierend auf der Allgemeinen Wehrpflicht auf ihre Einsatzaufgabe vorbereitet wurden. Am Ende dieser Periode hörte man sogar mit Bezug auf das Bundesheer des Öfteren den Begriff „Ausbildungsarmee“, was allerdings im Kontrast zu „Einsatzarmee“ stand und damit wenig schmeichelhaft gemeint war.

Hauptpfeiler des soldatischen Alltags blieb die Ausbildung jedoch bis heute. Eine der wesentlichsten Änderungen stellt dabei das Bemühen dar, zum einen vom Einsatz kaum geschulter Hilfsausbilderinnen bzw. Hilfsausbilder völlig wegzukommen und auf der anderen Seite militärische Ausbildung unabhängig von der konkreten Zielgruppe flächendeckend anhand der Kriterien einer modernen Erwachsenenbildung zu gestalten. Dies ist aufgrund vieler Umstände, die hier nicht näher ausgeführt werden sollen, im Gesamten betrachtet ein noch nicht abgeschlossener Prozess. Es gibt aber in dieser Hinsicht eine klare Tendenz in die richtige Richtung.

Gerade gut ausgewählte und ausgebildete Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere gelten als Garantinnen bzw. Garanten für diese Zielerreichung. Als Ausbildungsprofis von heute haben junge Kadetsoldatinnen bzw. Kadetsoldaten auf den Ebenen der Gruppe und des Zuges nicht nur die Chance, durch sinnvolle Forderung und Förderung ihrer Auszubildenden erfolgreich zu sein und das Image des Bundesheeres positiv zu beeinflussen. Sie haben auch die Möglichkeit bei Bedarf als Vorbilder für ihre eigenen Vorgesetzten zu dienen, wenn sie mit modernen Methoden und einem von der Würde der bzw. des Einzelnen ausgehenden Menschenbild reüssieren.

Einen entsprechend hohen Stellenwert nimmt die Ausbildungsmethodik als Unterrichts- und Prüfungsgegenstand für Unteroffizierinnen

bzw. Unteroffiziere in ihrer eigenen Ausbildung ein. Das Ausbildungspersonal der Zukunft soll ein Gespür für die richtige Methode zum richtigen Anlass bekommen und eine Vielzahl an Methoden am eigenen Leib erleben dürfen. Eine militärische Besonderheit stellt vor allem die Vermittlung der Improvisationskunst dar, auch wenn dies in keinem Curriculum in dieser Form abgebildet ist: Es geht in der Praxis sehr häufig darum, Ausbildung unter oft schwierigen und belastenden Rahmenbedingungen oder ohne mediale Unterstützung zum Beispiel im Freien durchführen zu können.

An der Spitze der Bildungsbemühungen für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere steht derzeit die sogenannte „Ausbildung der Lehrer“ an der Heeresunteroffiziersakademie in Enns. Es handelt sich dabei um einen im Grunde seit 1995 existierenden, aktuell insgesamt zehnwöchigen Lehrgang für jenes Ausbildungspersonal, das für die Aus-, Fort- und Weiterbildung von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren verantwortlich zeichnet („Train-the-Trainer“). Eine ganze Menge des positiven Geistes, der mittlerweile von vielen Angehörigen des Lehrkörpers an den Akademien und Schulen des Bundesheeres ausgestrahlt wird, kann wohl auf diese Initiative zurückgeführt werden.

3.3. Erzieher bzw. Erzieherin

Die Umsetzung eines Erziehungsauftrages gegenüber auszubildenden oder zu führenden Soldatinnen bzw. Soldaten wird von Angehörigen des militärischen Kaderpersonals oft als selbstverständlich angenommen und gefordert. Waren in früheren Zeiten die Mittel und Wege zur Erreichung der gewünschten Verhaltensweisen meist völlig der Willkür der dafür verantwortlichen Unteroffiziere oder vergleichbaren Funktionsträger überlassen, so gibt es etwa in Österreich schon seit Jahrzehnten dafür Regelungen in Form eines ministeriellen Erlasses, welche klare Einschränkungen vornehmen. Als „erzieherische Maßnahmen“ dürfen ausschließlich Lob, Tadel und Nachschulungen bei Nichterreicherung eines Ausbildungszieles gesetzt werden, letztere aufgrund der alleinigen Zuständigkeit der Einheitskommandantin bzw.

des Einheitskommandanten für den Dienstplan durch nur diese bzw. diesen.

Es stellt sich allerdings als Kernfrage, inwieweit Erziehung im herkömmlichen Sinn beim Militär überhaupt zu tragen kommt. Immerhin sind Soldatinnen bzw. Soldaten im juristischen Sinn erwachsene Menschen und besonders das Ausbildungswesen ist streng nach den Regeln der Erwachsenenbildung aufzubauen. Dazu gibt es allerdings keine einheitliche Expertenmeinung.

Manche fassen den Begriff der Erziehung sehr weit auf und meinen, beim Militär werden in Ausbildung und Führung intentional Werte vermittelt und das wäre nichts anderes als eben Erziehung. Andere wiederum lehnen jede Verknüpfung von Arbeit mit Erwachsenen und Erziehungsmethoden strikt ab, und nachdem sich das Militär in der Welt der Erwachsenen bewegt, gäbe es auch den Begriff der militärischen Erziehung logisch abgeleitet überhaupt nicht.

In der Lehre an der Heeresunteroffiziersakademie, für die die Verfasser arbeiten, geht man von einem Mittelweg zwischen diesen beiden Positionen aus. Orientierung verschaffen dabei Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie, welche entgegen der juristischen Grenze zwischen Jugend- und Erwachsenenalter bei uns mit 18 Jahren von einem späten Jugendalter ausgehen, dessen Ende bei „normalem“ Lebenslauf mit dem 22. bis 25. Lebensjahr angesetzt wird. Demzufolge kann es vor allem bei der Ausbildung junger Erwachsener noch nötig sein, fehlende Reife durch Erziehung herbeizuführen. Hier ist es aber wichtig, solche Fälle möglichst als Ausnahme von der Regel zu definieren, die Persönlichkeiten der jungen Menschen uneingeschränkt zu achten und als Führungskraft stets der Situation angepasst zu handeln.

Wenn man nun diesem Ansatz folgen möchte, dann sind es vorrangig Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere, die als Erzieherinnen bzw. Erzieher junger Grundwehrdiener oder Anwärterinnen bzw.

Anwärter für Kaderfunktionen auftreten. Diese sind es auch, die in erster Linie durch ihre Vorbildfunktion Werte vermitteln und lobend oder tadelnd erziehen. Ein hochwertiges Bildungsangebot für diese Führungs- und Lehrkräfte im Unteroffiziersrang sollte daher allein schon aus dieser Perspektive betrachtet eine Selbstverständlichkeit sein.

3.4. Spezialist bzw. Spezialistin

In unserer Arbeitswelt wird generell von einer Tendenz hin zu einer immer größer werdenden Spezialisierung von Fachkräften gesprochen. Dieser Trend macht natürlich auch vor dem Militär nicht halt. Auch wenn es in dieser Klarheit kaum ausgesprochen wird, so konkurrieren innerhalb des militärischen Ausbildungswesens Ansätze miteinander, die entweder dieser Spezialisierung als Forderung nicht zuletzt aus Kostengründen Rechnung tragen wollen oder eine weitreichende Generalisierung der Ausbildung des Kaderns aufrecht erhalten möchten, weil hierin eine der wesentlichen Stärken der Organisation gesehen wird.

Beide Forderungen sind nachvollziehbar und haben ihre Richtigkeit, zumindest solange sie nicht sakrosankt gesetzt und allzu kompromisslos umgesetzt werden. Im Moment leistet sich das Bundesheer trotz Einschränkungen in den letzten Jahren eine immer noch umfangreiche allgemeine Ausbildung des Offiziers- und Unteroffizierskaderns. Diese Tradition wird jedoch intern vor allem im Bereich der Weiterbildung immer mehr hinterfragt.

Erhebungen innerhalb des österreichischen Unteroffizierskorps haben eine besonders starke Identifikation der Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere mit der Rolle einer Spezialistin bzw. eines Spezialisten ergeben. Dies kann zum Teil als Abgrenzungsversuch gegenüber dem Offizierskorps interpretiert werden, deren Angehörige eher als Generalistinnen bzw. Generalisten gesehen werden. Dieser Aspekt ist relativ neu und sollte unbedingt zur Schaffung und Erhaltung

eines positiven und bewusst abgegrenzten Selbstbildes der Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere genutzt werden.

3.5. Landesverteidiger bzw. Landesverteidigerin

Diese Rolle ist von großer Bedeutung, weil sie den Kern der militärischen Kompetenz und Zuständigkeit beschreibt. Alles andere dreht sich in Wahrheit entweder um allgemeine Aufgaben, die es in anderen Berufsfeldern mindestens genauso intensiv zu beleuchten gilt oder um Assistenzleistungen des Militärs für andere Bereiche der Exekutive.

Das besondere Problem dieser Rolle des Militärs: Sie ist objektiv dank einer langen Friedensperiode in Mitteleuropa zumindest vorübergehend tatsächlich unbedeutender geworden und, was am intensivsten und nachhaltigsten auf das Stimmungsbild wirkt, sie wird von einer Mehrheit in der Bevölkerung kaum mehr wahrgenommen, ja aus verschiedensten Motiven heraus teils massiv abgelehnt.

Bei der Landesverteidigung sind für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere isoliert betrachtet keine besonderen Rollenerwartungen erkennbar. Insgesamt lässt sich politisch eine Tendenz hin zu einem immer ausgeprägteren, umfassenden Sicherheitsbegriff erkennen, welche wiederum fast automatisch zu einer relativen Verkleinerung der militärischen Komponente innerhalb der Sicherheitspolitik führt.

Wie bereits erwähnt handelt es sich bei der Landesverteidigung um die klassische Aufgabe der Soldatinnen bzw. Soldaten. Das Militärpersonal in Österreich mit einem Lebensalter ab 45 Jahren, und damit ein Großteil der heutigen Entscheidungsträgerinnen bzw. Entscheidungsträger in den oberen Führungsebenen, wurde zur Gänze in einer Zeit für diesen Beruf angeworben, als der Kalte Krieg noch im Gange war und das neutrale Österreich sich auf eine Raumverteidigung vorbereitete, die zum Glück nie in die Praxis umzusetzen war. Doch diese Erfahrungen prägen den Menschen ein Leben lang und der schrittweise Abbau der Hauptkomponente eines Berufes führt beinahe zwangsweise in eine Identitätskrise.

Die ausschließliche Reduktion militärischer Aufträge auf Assistenzleistungen für andere würde diese Krise immer mehr verschlimmern und die militärische Reaktionsfähigkeit des Staates damit immer mehr einschränken. Neudefinitionen des militärischen Auftrages als Beitrag zur Sicherheit des Landes sind daher notwendig und wurden bereits eingeleitet, da nun Einsätze des Bundesheeres im Ausland oder die Abwehr von Cyber- oder Terrorangriffen auf kritische Infrastruktur als Beiträge zur Landesverteidigung geführt werden.

Wie sich diese Situation angesichts etwa der Ukraine Krise mit Potenzial auf einen neuen Krieg mitten in Europa oder der Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die Innenpolitik oder Migrationsströme nach Europa weiterentwickelt, wird wohl noch abzuwarten sein. Es bleibt zu hoffen, dass wir in Österreich weiterhin in Frieden leben und Beiträge zum Frieden in anderen Ländern leisten können. Garantien dafür gibt es leider keine.

3.6. „Miles protector“

Diese Bezeichnung aus dem Mittelalter orientierte sich am Ritterideal und sollte die beschützende Rolle des Soldaten hervorheben. Das dahinterliegende Konzept stellt gewissermaßen ein schon sehr altes Pendant zum Slogan „Schutz und Hilfe“ des Österreichischen Bundesheeres dar, der nach einigen Jahren der Absenz mittlerweile wieder auf die Plakate und anderen Produkte der Öffentlichkeitsarbeit des Verteidigungsressorts zurückgekehrt ist.

Dieser Ansatz kann nicht nur einen sehr positiven Einfluss auf das Berufsethos der Soldatinnen bzw. Soldaten ausüben, sondern zudem generell auf das Soldatenbild in der Gesellschaft. Obwohl der Slogan grundsätzlich allumfassend im Sinne der Aufgaben des Militärs von der Assistenzleistung über Auslandsengagements bis zur Verteidigung des Landes zu verstehen wäre, könnte „Schutz und Hilfe“ von vielen aufgrund der lange fast ausschließlich mit Bildern des Katastropheneinsatzes nach Naturereignissen versehenen Werbeaktionen des Bun-

desheeres mittlerweile nur mit dieser Dimension der Einsatzleistungen assoziiert werden.

Wiederum gelten allgemeine Aussagen zum modernen „miles protector“ für alle Soldatinnen bzw. Soldaten in gleichem Maße. Bei Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren lässt sich vielleicht eine Besonderheit gerade im Katastrophenschutz festhalten: Gemeinsam mit ihrer Mannschaft erleben sie die Nähe zur betroffenen Bevölkerung besonders intensiv. Dies sollte als möglicher Faktor zur Stärkung des Selbstbewusstseins nicht unterschätzt werden.

3.7. Vermittler bzw. Vermittlerin

Eine Vermittlungstätigkeit in einem Konflikt zwischen Personen verschiedener Parteien mit unterschiedlichen Interessen galt früher ausschließlich als Aufgabe von Offizieren, wenn diese überhaupt von Militärs erwartet wurde. Mittlerweile haben sich die Dinge geändert. Gerade in Auslandsszenarien werden Truppen oft weit auseinandergesogen oder in kleinen Teams mobil eingesetzt. Selbstständige Elemente werden dabei häufig von Soldatinnen bzw. Soldaten im Unteroffiziersrang befehligt. Kommt es hier zu Auseinandersetzungen, dann muss es häufig rasch gehen und es kann nicht immer auf Vermittlungsinitiativen von höheren Organen gewartet werden. Somit ist es etwa auf Checkpoints oder bei der Eskortierung von Transporten geradezu notwendig, dass die Kommandantin bzw. der Kommandant vor Ort die Initiative ergreifen darf und dies kraft eigener Kompetenzen auch kann.

Diese klar erkannte Tatsache wirkt sich selbstverständlich auf das Bildungsangebot für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere aus. Dennoch werden innerhalb des Militärs, und das gilt bestimmt nicht nur für Österreich, Ausbildungsthemen wie Interkulturelle Kompetenz, Kommunikation, Verhandlungsführung oder das Erlernen einer Fremdsprache paradoxerweise genauso oft gefordert wie durch Kritikerinnen bzw. Kritiker hinterfragt.

Die Vermittlerrolle ist also für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere noch immer eine neue Aufgabe und bringt im Einsatz den Grundsatz der Delegation von Verantwortung verstärkt zur Geltung. Vermitteln sowie mit Angehörigen von Konfliktparteien der jeweiligen Situation angemessen kommunizieren zu können wird somit für militärische Führungskräfte zunächst völlig unabhängig von ihrer Führungsebene zu einer Grundforderung. Dennoch bedarf gute Vermittlung häufig eines entsprechenden Ausmaßes an Lebens- oder Berufserfahrung, weshalb der Schwerpunkt der Schulungen und der daraus resultierende Personaleinsatz im Bereich der militärischen Fort- und Weiterbildung angesiedelt werden muss.

4. Bildung von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren

4.1. Definition von Bildung im Kontext dieses Beitrages

Bildung wird in der Literatur unterschiedlich definiert. Hier soll darunter eine bewusste Auseinandersetzung mit Kultur verstanden werden, die uns Menschen letztendlich in die Lage versetzt, unsere eigene Persönlichkeit und unsere Gemeinschaft oder Gesellschaft, in die wir eingebettet sind, in positiver Weise (mit) zu entwickeln.

4.2. Ausbildung, Fortbildung und Weiterbildung des Unteroffizierskorps

Im Laufe der letzten Jahrzehnte war das Ausbildungssystem für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere in Österreich immer wieder großen Veränderungen unterworfen und es befindet sich zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Textes wieder im Umbruch. Der Hauptfokus lag und liegt auf einer soliden Grundausbildung für angehende Kommandantinnen bzw. Kommandanten der Ebene Gruppe hinsichtlich der Aufgaben einer Führungskraft und eines Ausbildungsprofis. Mit wechselnder Intensität, doch zumindest formal gleich bedeutend, wurden und werden auf der Grundlage des lebensbegleitenden Lernens Fort- und Weiterbildungen angeboten, wobei Weiterbildungen in der Regel mit dienstrechtlichen oder funktionsbezogenen Veränderungen einhergehen und Fortbildungen, wie auch sonst in der Bildungslandschaft

üblich, als Vertiefungen und Erweiterungen einer bereits erworbenen Qualifikation gedacht sind.

Derzeit gibt es vereinfacht dargestellt für Angehörige des Unteroffizierskorps eine Grundausbildung für eine Kommandantenfunktion auf der Ebene Gruppe und eine Weiterbildung für die Ebene Zug sowie eine breite Palette an Fortbildungsmöglichkeiten. Dieses Modell wird wohl grundsätzlich auch nach der aktuellen Reform beibehalten werden, jedoch wird die Personalführung des Ressorts vor allem durch einen Mangel an Gruppenkommandantinnen bzw. Gruppenkommandanten zu höherer Qualität bei der Rekrutierung und Ausbildung für diese Funktionen gezwungen.

Eigentlich sollte man von einem eindeutigen Bild ausgehen können, was man zumindest innerhalb des Heeres unter einer Unteroffizierin bzw. einem Unteroffizier zu verstehen hat, was man von ihr bzw. ihm erwarten kann, und was nicht. Dem ist aber nicht so. Betonen die einen das „Unter“ und sehen daher die Trägerinnen bzw. Träger von Unteroffiziersdienstgraden als Hilfskräfte an, so gehen andere richtigerweise von anspruchsvolleren Erwartungen aus, wie sie im Kapitel 3 angedeutet wurden.

Wie dem auch sei, mit dem Bild reiner Hilfsorgane vor Augen können keine professionellen Führungskräfte von morgen, wie sie aber dringend gebraucht werden, gewonnen und schon gar nicht gehalten werden. Das Spektrum an Verwendungen für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere muss auch hinkünftig zumindest bis zu attraktiven und herausfordernden Stabs- und Fachfunktionen hin ausgedehnt bleiben. Ein hoher Bedarf an fundierter Fort- und Weiterbildung bleibt damit selbstredend aufrecht.

4.3. Bedeutung von Bildung für den zukünftigen Unteroffizier bzw. die zukünftige Unteroffizierin

In der Außenwahrnehmung wird der Soldatenberuf allgemein sicher mit allem Möglichen in Verbindung gebracht, aber kaum jemand wird

den Bildungsbedarf unter die wichtigsten Kriterien einreihen. Trotzdem müsste ein Mindestmaß an Bildung auch für die einfache Soldatin bzw. den einfachen Soldaten vor der Übertragung der Verantwortung etwa für eine Waffe vorausgesetzt werden, denn das Führen einer Waffe bedeutet ein Vielfaches mehr an Wissen und Gewissen als die bloße Bedienung, die leider auch oft schon Kindern keine Schwierigkeiten bereitet, wie besonders traurige Beispiele aus Kriegsgebieten oder Kriminalfällen zeigen.

In Österreich werden zum Beispiel intellektuelle Voraussetzungen im Rahmen der Stellung und auch danach vor speziellen Einteilungen noch genauer überprüft. Staaten mit Freiwilligenarmeen handhaben solche Kriterien dann schon etwas lockerer, und wahrscheinlich müssen sie dies auch tun, wenn sie einen Mindeststandard an Quantität beim Personalstand erreichen wollen. An Länder ohne demokratischen und rechtstaatlichen Hintergrund darf in dieser Hinsicht schon gar nicht gedacht werden.

Es gibt einen sehr breiten gesellschaftlichen Konsens, wonach Bildung als eine wesentliche Voraussetzung, wenn nicht sogar als Hauptvoraussetzung, für die Zukunftsbewältigung angesehen wird. Gestritten wird allerdings fleißig über die Frage, woran man Bildung erkennen kann – ob sie etwa mit PISA-Tests messbar gemacht werden kann oder ob sich wahre Bildung im Gegensatz zur „Ware Bildung“ vielleicht sogar jeglicher Quantifizierung entziehen muss.

Den wahrscheinlich wichtigsten Bogen von den heutigen allgemeinen Bildungserfordernissen zu den spezifisch militärischen stellt die sogenannte Interkulturelle Kompetenz dar. Die kompetente Bewegung in anderen Kulturen und zwischen verschiedenen Kulturen setzt eine fundierte Kenntnis der eigenen Kultur voraus. Dies mag selbstverständlich erscheinen, ist es aber nicht. Andere verstehen kann ich nur, wenn ich mich selbst verstehe. Andere mögen kann ich nur, wenn ich mich selbst auch mag. Und so weiter.

Persönlichkeitsbildung für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere setzt demnach in Österreich quasi bei der Intrakulturellen Kompetenz an und bietet ein gutes Fundament für einen Ausbau in Richtung der letztlich geforderten Interkulturalität. Dieser zugegeben relativ lange Weg kann aber nicht wesentlich abgekürzt werden, wenn er das oben ausführlich begründete Ziel einer verantwortungsvoll einsetzbaren Führungskraft erreichen soll. Die unterschiedlichen Rollenerwartungen an die Unteroffizierin bzw. den Unteroffizier erfordern (berufs-)lebenslange Bildungsanstrengungen seitens der Betroffenen und des Dienstgebers. Angebote, die zu einer Horizont-erweiterung über die Erfordernisse des täglichen Dienstbetriebes hinaus führen, werden vom Unteroffizierskader richtig aufbereitet in der Regel gerne angenommen, wie beispielsweise die im Folgenden illustrierten Beispiele.

4.4. Facetten des einschlägigen Bildungsangebots im engeren Sinne

In welcher Form kann nun eine Erweiterung des persönlichen Horizonts erreicht werden? Dazu drei Beispiele aus dem Fächerkanon, der für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere in allen Ebenen der Aus-, Fort- und Weiterbildung angeboten wird.

4.4.1. *Politische Bildung*

Die Deutsche Bundeswehr spricht in ihren Konzepten zur Politischen Bildung ihres Militärpersonals von „Staatsbürgern in Uniform“. In Österreich wird durchaus ähnlich angesetzt, entsteht doch die Rolle der Soldatin bzw. des Soldaten nur aus jener der Bürgerin bzw. des Bürgers dieses Landes. Alle Bürgerinnen- und Bürgerrechte bleiben bei Dienstantritt natürlich intakt, doch die Pflichten erweitern sich wesentlich, gilt es dann nämlich im Extremfall Leib und Leben zur Verteidigung des eigenen Landes zu riskieren.

Beschäftigt man sich in der Führungslehre, Waffen- und Gefechts-technik oder Ausbildungsmethodik mit dem *Wie* des Soldatenberufes, so setzt die Politische Bildung beim *Wozu* an. Das erklärte Ziel

ist es, Verständnis zu erzeugen für die Notwendigkeit der Inkaufnahme der Risiken dieses Berufes und dafür Hintergrundinformationen vorrangig zu Geschichte und Politik anzubieten. Da die aus der Schulausbildung mitgebrachten einschlägigen Kenntnisse meist nicht vorhanden oder eingerostet sind, muss bei den ganz jungen Soldatinnen bzw. Soldaten bei Grundlagen zur Staatsbürgerkunde angesetzt werden. Überschneidungen mit anderen Fächern wie Rechtskunde oder Berufsethik sind unvermeidlich.

Angehende Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere setzen sich danach im Schwerpunkt mit nationaler und internationaler Sicherheitspolitik inklusive den dafür zuständigen Organisationen und Institutionen auseinander. Dabei soll die Kompetenz im Vordergrund stehen, gegenüber anderen Personen zu Fragen der Politik mit Bezug zum Militär Stellung beziehen zu können. Es geht nicht um auswendig gelernte Fakten, sondern um die Schaffung eines Gesamtbildes im Fächerkanon gemeinsam mit allen anderen Lerngegenständen.

In der Weiterbildung, die derzeit in der Regel fünf bis zehn Jahre nach der Grundausbildung zu absolvieren ist, werden sowohl Erweiterungen als auch Vertiefungen angeboten. Einerseits werden zu den in der Ausbildung kennengelernten Inhalten jeweils aktuelle Entwicklungen vorgetragen und erarbeitet, andererseits spielt das Thema Zeitgeschichte eine wesentliche Rolle. Dabei steht die Entwicklung des Militärs in Österreich von der Zeit der Donaumonarchie bis heute im Mittelpunkt.

Die politische Aus- und Weiterbildung enden beide mit Dienstprüfungen. Darüber hinaus werden Seminare veranstaltet, deren Inhalt aufgrund der gewünschten, besonders hohen Aktualität meist erst wenige Wochen vor Beginn ausgewählt wird. Leider war und ist dieser Bereich von Maßnahmen zur Einsparung in der Ausbildung und entsprechenden Reduzierungen von Angeboten immer wieder besonders betroffen.

4.4.2. Fremdsprache Englisch

Obwohl nicht nur beim Bundesheer die Klagen über mangelnde Kenntnisse in der Muttersprache Deutsch beim neu einsteigenden Personal in den letzten Jahren immer lauter wurden und weil die internationale Dimension der Aufgaben des Militärs spätestens seit dem Ende der 90er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts deutlich anstieg, wurde konsequenterweise vor nunmehr eineinhalb Jahrzehnten eine Englischausbildung für österreichische Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere eingeführt. Dieses mit einer Dienstprüfung auf dem NATO-Niveau 2 (erweiterte Kenntnisse) während der Weiterbildung abzuschließende Pflichtfach existiert nach wie vor. Für angehende Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere wird Englisch seit vier Jahren mit Abschluss auf Niveau 1 (Grundkenntnisse) ebenfalls mit Dienstprüfungsrelevanz unterrichtet, vor allem um bereits eine erste Vorbereitung und Einstimmung auf die entsprechenden Erfordernisse in der Weiterbildung im Programm abzubilden.

Das Beherrschen der wichtigsten Arbeitssprache im internationalen Kontext über reine Anfängerkenntnisse hinaus öffnet für das betroffene Personal so manche Karrieretür und Chance, die ansonsten automatisch verschlossen bliebe. Natürlich gehört auch der Wille zur Nutzung von solchen Chancen bei der einzelnen Unteroffizierin bzw. beim einzelnen Unteroffizier sowie bei deren bzw. dessen Vorgesetzten dazu. Für die Erhöhung der Interkulturellen Kompetenz sind Kenntnisse einer Fremdsprache zwar keine Garantie, aber doch mehr als hilfreich.

Trotz aller auf der Hand liegenden Vorteile für die Personalentwicklung und der Möglichkeit einer relativ kostengünstigen, ressortinternen Abdeckung des Bedarfs ist Englisch für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere nicht selbstverständlich in den entsprechenden Lehrplänen aufgenommen. Immer wieder tauchen jene kritischen Gegenstimmen auf, die wie oben schon dargestellt Unteroffizierinnen bzw.

Unteroffiziere als Hilfskräfte deklarieren, die einer solchen Ausbildung nicht bedürften.

Leider ist diese Kritik insofern nicht ganz unbegründet, da zurzeit tatsächlich nur verhältnismäßig wenige der in Englisch geschulten Betroffenen ihre Kenntnisse in Einsätzen direkt unter Beweis stellen müssen. Der Schlüssel zur Lösung dieses Problems sollte aber eher in fremdsprachlich herausfordernden Aufgabengebieten für das dafür qualifizierte Personal und nicht in der Hinterfragung der Englischausbildung gesucht werden.

4.4.3. Berufsethische Bildung

Das Thema der Ethik des Soldatenberufes war lange Zeit entweder den Lebenskundlichen Unterrichten der Militärseelsorge zugeordnet oder maximal nebenbei bei Wehrpolitischen oder rechtlichen Vorträgen anzusprechen. Den konkreten Anforderungen in militärischen Einsätzen sowie dem Zeitgeist der Entstehung verschiedenster Bereichsethiken für unterschiedliche Berufsgruppen folgend entwickelte das Bundesheer 2005 das heute noch in Kraft befindliche Konzept einer Berufsethischen Bildung für Soldatinnen bzw. Soldaten. Den Teilbereich für die Ethikbildung von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren erstellte die Heeresunteroffiziersakademie im Jahr 2006.

Seither sind alle Grundlagen für die Definition und Erarbeitung einer Berufsethik für diesen Personenkreis vom Qualifikationsprofil beginnend bis zu den Feinzielen einzelner Lehrveranstaltungen in den Curricula der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Unteroffizierinnen bzw. Unteroffizieren verankert. Die verpflichtende Weiterbildung wurde in diesem Fach einige Jahre lang mit einer Dienstprüfung abgeschlossen.

Eine Besonderheit stellen in diesem Zusammenhang noch die Berufsethischen Fortbildungsseminare an der Heeresunteroffiziersakademie dar, die in der aktuellen Form seit 2002 stattfinden. Einmal pro Jahr werden besonders hochkarätige Vortragende eingeladen, ihre Expertise zu jährlich wechselnden Themen zur Verfügung zu stellen.

4.5. Sinn und Gefahren einer Trennung von Bildung und Ausbildung

Die Begriffe Bildung sowie Ausbildung, Weiterbildung und Fortbildung wurden bisher fast selbstverständlich neben- und hintereinander verwendet. Mag es an sich üblich sein und durchaus Sinn machen, Bildung wie in diesem Beitrag als Überbegriff zu verstehen und die anderen Begriffe unterzuordnen, so hat sich im Bundesheer offiziell eine etwas andere Denktradition herauskristallisiert. Hier wird zwischen berufsbezogener Ausbildung, entweder als Synonym für Grundausbildung oder inoffiziell als Überbegriff für die Grundaus-, Fort- und Weiterbildung verstanden, und nicht direkt auf die Berufsausübung bezogene Bildung unterschieden.

Unter Bildung versteht man gemäß dem offiziellen Militärlexikon mit Stand 1. Oktober 2016 ausschließlich die Förderung der Soldatin bzw. des Soldaten als Persönlichkeit. Bildung umfasst in diesem Kontext vor allem die Beschäftigung mit der eigenen Kultur, insbesondere mit human- und sozialwissenschaftlichen sowie philosophischen Erkenntnissen. Darüber hinaus wird diesem Begriff noch gesondert der Erwerb von Fremdsprachenkenntnissen zugeordnet.

Diese begriffliche Abspaltung mag ihre Vorteile im Bereich der besseren Planung und Gestaltung von Lehrgängen haben, etwa wenn es um die formale Einteilung von Modulen geht. Eine große Gefahr, die jedoch davon ausgeht, ist die ständige Versuchung, vor allem bei zunehmender Budgetknappheit, eine berufs- und einsatzrelevante (sinnvolle) Ausbildung gegen eine scheinbar nicht so eindeutig zielorientierte (sinnlose?!) Bildung auszuspielen.

Gutes Personal ist die wertvollste Ressource jeder Organisation, die sich selbst ernst nimmt und sich nachhaltig auf die Zukunft ausrichten möchte. Bildung wiederum wird gerne als bedeutendste Voraussetzung für die Entwicklung unserer Gesellschaft, nicht zuletzt mit Konnex zum globalen Wettbewerb, dargestellt. Diese Grundsätze gelten uneingeschränkt auch für das Militär.

Gebildete Soldatinnen bzw. Soldaten sind ein wichtiges Gut in militärischen Einsätzen. Vor allem das Kaderpersonal mit Führungsverantwortung benötigt deutlich mehr als nur auswendig gelerntes Vorschriftenwissen oder drillmäßig eintrainiertes Verhalten. Eine solide Grundausbildung ist für den Berufseinstieg enorm wichtig. Mit gleicher Priorität jedoch sollten Bildungsmaßnahmen im oben definierten Sinne und Fort- sowie Weiterbildungen, wenn man diese begriffliche Abspaltung beibehalten möchte, lebensbegleitend angeboten und gefördert werden. Auf den Unteroffiziersberuf fokussiert sollten die obigen Ausführungen zur Idee des „strategischen Unteroffiziers“ in heutigen Einsatzszenarien demnach Anlass genug sein, diese Forderung ernst zu nehmen und umzusetzen.

5. Ausblick

Die Heeresunteroffiziersakademie wird nach derzeitigem Stand eine zentrale Bildungseinrichtung und Ausbildungsstätte für Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere bleiben und auch in Hinkunft für die Entwicklung des Unteroffizierskorps mitverantwortlich zeichnen. Mit Herbst 2016 wurde ein neues Modell für die Grundausbildung von Kaderanwärterinnen bzw. Kaderanwärtern des Bundesheeres gestartet, wobei erstmals angehende Offizierinnen bzw. Offiziere und Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere gemeinsam einberufen und in der ersten Zeit gemeinsam ausgebildet werden. Die durch Unteroffizierinnen bzw. Unteroffiziere wahrzunehmenden Rollen wurden und werden umfangreicher und komplexer. Daraus ergibt sich die abschließende Forderung, die aus diesem Grund allein schon immer wichtiger werdenden Bildungsangebote für diese Personengruppe des Kaderpersonals eher weiter auszubauen als dem Sparstift folgend einzuschränken.

Christian Wagnsonner

Enquete des Instituts für Religion und Frieden, 27.-28. Oktober 2015

Ist das Bild des Soldaten in modernen Armeen eher am Bild des Kriegers oder des Friedenssicherers orientiert? Wie haben sich militärische Kulturen angesichts der Entwicklungen der letzten 20 Jahre verändert? Und welchen Beitrag leisten die Religionen, insbesondere die Militärseelsorger dabei? Diesen Fragen widmete sich die diesjährige Enquete des Instituts für Religion und Frieden vom 27.-28. Oktober 2015 an der Landesverteidigungsakademie in Wien.

Militärseelsorger aus Bosnien-Herzegowina, Deutschland, Italien, Kroatien, den Niederlanden, Österreich, Polen, der Slowakei, Slowenien und der Tschechischen Republik berieten über aktuelle Herausforderungen für Militär und Seelsorge. Die entscheidenden Punkte sahen viele dabei in den strukturellen Veränderungen (Umstellung auf Berufsarmeen) und in der zunehmenden Zahl und Intensität der Auslandseinsätze in den letzten beiden Jahrzehnten. Der polnische Militärbischof Józef Guzdek berichtete von einem Anstieg des Bildungsniveaus der Soldaten, vermehrten internationalen Kontakten und einer größeren Offenheit in der Zusammenarbeit mit anderen Armeen für den Frieden. Während die polnischen Soldaten vor 1989 vor allem für die Auseinandersetzung mit dem großen Feind, der NATO, ausgebildet wurden, sehen sie heute ihre vornehmliche Aufgabe darin, den Frieden zu sichern. Vor 1989 war Polen das einzige Land des Warschauer Pakts, das offiziell Militärseelsorger hatte. Es handelte sich aber eher um ein Feigenblatt, die Seelsorger kooperierten damals sehr eng mit der staatlichen Führung, religiös interessierte Soldaten wurden nicht gefördert oder mussten die Armee sogar verlassen. Heute begleiten die Militärseelsorger die Soldaten in ihre Einsätze und

stehen ihnen geistlich bei, sie verkünden das Evangelium, lehren Militäretik und versuchen auch in der öffentlichen Debatte die Bedeutung des militärischen Einsatzes für den Frieden herauszustellen. Am besten können sie das, wenn sie auch mit dem Schweiß und der Gefahr der Soldaten vertraut sind und ein offenes Ohr für ihre Probleme haben. Eine besondere Sorge der Militärseelsorge in vielen Staaten gilt den Familien der Soldaten im Einsatz sowie Soldaten, die körperlich oder seelisch verwundet wurden.

Auch die Deutsche Bundeswehr hat in den letzten drei Jahrzehnten gravierende Umbrüche erlebt, wie Prof. Dr. Thomas R. Elßner vom Zentrum Innere Führung in Koblenz ausführte. Wer 1985 von der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten ausging, wäre für verrückt erklärt worden. Fünf Jahre später wurde die DDR tatsächlich aufgelöst, die Soldaten der Nationalen Volksarmee teilweise in die Bundeswehr übernommen. 1999 ging die Bundeswehr mit Bodentruppen im Rahmen von KFOR in den Kosovo (mit 6000 Soldaten). Dieser Einsatz und vor allem dann der 2002 begonnene ISAF-Einsatz in Afghanistan haben Selbst- und Fremdwahrnehmung deutscher Soldaten massiv verändert: Bundeswehrsoldaten lernen heute das Kämpfen, um es in konkreten Fällen auch wirklich anwenden zu müssen, in ganz realen Duellsituationen im Einsatz. Sie lernen aber auch, dass es nicht ausreicht, gut kämpfen zu können, sondern dass sie auch andere (etwa interkulturelle oder ethische) Kompetenzen dabei benötigen. Bundeswehrsoldaten haben erfahren, dass töten und getötet zu werden ständige Begleiter ihrer Einsätze sind. Manche von ihnen erkranken im Einsatz an Leib und Seele, oft irreversibel – eine ziemliche Zumutung für die posttheroische deutsche Gesellschaft, die oft mit Ratlosigkeit und Verdrängung, manchmal auch Unverständnis und Zynismus auf diese neuen Entwicklungen reagiert.

Dr. Peter Olsthoorn von der Niederländischen Verteidigungsakademie plädierte für einen integralen Zugang in der Ethikausbildung für Soldaten. Heute setzen die meisten Militäretiker auf Tugendethik. Aus Olsthoorns Sicht kann sie pflichtethische und utilitaristische

Ansätze aber nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Eine Reihe von Sozialpsychologen weist zudem darauf hin, dass unter bestimmten Bedingungen die Situation das menschliche Handeln viel stärker beeinflusst als Tugenden oder Charakter. Hier ist aber Vorsicht angebracht: Nicht alle handeln in derselben Situation gleich, die Situation ist nicht der einzige Faktor, der menschliches Handeln bestimmt. Die Niederländische Verteidigungsakademie bietet ein Bachelorstudium „Militärische Führung und Ethik“ an, das die Erosion von Verhaltensstandards während schwieriger Situationen ebenso reflektiert wie die Bedeutung sozialen Zusammenhalts, Kommandantenverantwortung, die Theorie des Gerechten Kriegs und traditionelle militärische Tugenden wie Mut und Loyalität. Dabei ist besonders Loyalität aus ethischer Sicht nicht ganz unproblematisch („graue“ Tugend): Man kann auch jemandem gegenüber loyal sein, der das gar nicht verdient.

Über das Berufsbild einer besonderen Gruppe von Soldaten, den Unteroffizieren, sprach der Kommandant der Heeresunteroffiziersakademie, Bgdr Nikolaus Egger MSD. Die Unteroffiziersakademie in Enns ist die Stätte der Aus-, Fort- und Weiterbildung für alle Unteroffiziere des Österreichischen Bundesheers (im Berufs- und Milizstand). Sie will ihnen aber auch dauerhaft Heimat geben und Ansprechpartner sein in allen Fragen, die die Aufgaben, die Laufbahn und das Berufsbild des Unteroffiziers betreffen. Unteroffiziere verstehen sich als Herz, Hand und Seele des Bundesheers. Sie arbeiten als Kommandanten auf den Ebenen Gruppe und Zug, als Ausbilder und Erzieher sowie als Spezialisten, ohne die vieles in der Armee nicht funktionieren würde. Sie nehmen eine Vermittlungsposition ein zwischen Mannschaft und Offizier, allerdings nicht im Sinn einer bloßen Weitergabe von Befehlen. Das Bundesheer will keine Maschinen, sondern den denkenden, methodisch gut ausgebildeten, moralisch gefestigten Unteroffizier, der selbst entscheiden und sich eigenständig um die Belange der Mannschaft kümmern kann. Deshalb werden Unteroffiziere auch nicht nur in militärischen Fächern ausgebildet, sondern es wird großer Wert auf eine breite Bildung

gelegt, die auch Zeitmanagement, Führungsqualitäten, politische Bildung, Ethik, Recht und Ausbildungsmethodik umfasst. In der öffentlichen Wahrnehmung ist der Unteroffizier oft zu wenig im Blick, entweder geht es allgemein um „die Soldaten“ oder um die Offiziere als Entscheidungsträger. Die Akzeptanz und das Image des Unteroffiziers hat sich in der Bevölkerung aber zum Positiven gewendet. Die Grundausbildung zum MBUO2 ist seit 2006 als Berufsausbildung im Kontext der Berufsreifeprüfung anerkannt.

Publikationen des Instituts für Religion und Frieden

Ethica. Jahrbuch des Instituts für Religion und Frieden

- 2016: „Soldier, Warrior, Killer?“ *Soldatenbild und militärische Kulturen im 21. Jahrhundert*
- 2015: *Lessons not learned? Erfahrungsverarbeitung nach dem Ersten Weltkrieg*
- 2014: *Militär.Kultur.Wissenschaft. Dialoge im Jahr des Glaubens*
- 2013: *Sind wir verpflichtet, andere zu schützen? Rechtliche und ethische Fragen der „Responsibility to protect“*
- 2012: *Militärseelsorgliche Optionen in unterschiedlichen Webrsystemen*
- 2011: *Seelsorger im Dienst des Friedens: 50 Jahre Militärseelsorge im Auslandseinsatz*
- 2010: *Nie allein gelassen. Verwundung – Trauma – Tod im Einsatz*
- 2009: *Säkularisierung in Europa – Herausforderungen für die Militärseelsorge*
- 2008: *Der Soldat der Zukunft – Ein Kämpfer ohne Seele?*
- 2007: *Herausforderungen der Militärseelsorge in Europa*
- 2006: *50 Jahre Seelsorge im Österreichischen Bundesheer. Rückblick – Standort – Perspektiven*
- 2005: *Familie und Nation – Tradition und Religion. Was bestimmt heute die moralische Identität des Soldaten?*
- 2004: *Sicherheit und Friede als europäische Herausforderung. Der Beitrag christlicher Soldaten im Licht von „Pacem in Terris“*
- 2003: *Das ethische Profil des Soldaten vor der Herausforderung einer Kultur des Friedens. Erfahrungen der Militärordinariate Mittel- und Osteuropas*
- 2002: *Internationale Einsätze*
- 2000: *Solidargemeinschaft Menschheit und humanitäre Intervention – Sicherheits- und Verteidigungspolitik als friedensstiftendes Anliegen*

Ethica Themen

- Christian WAGNSONNER/ Karl-Reinhart TRAUNER/ Alexander LAPIN (Hg.): *Kirchen und Staat am Scheideweg? 1700 Jahre Mailänder Vereinbarung* (2015)
- Nadja ROSSMANITH/ Sandra KAEßMAYER/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Sprachen heiliger Schriften und ihre Auslegung* (2015)
- Gerhard MARCHL/ Regina KAISER (Hg.): *Wasser. Lebensquell, knappes Gut und Kriegsgrund* (2013)
- Christian WAGNSONNER/ Petrus BSTEH (Hg.): *Der gefallene Gott? Religion und Atheismus im Gefolge bewaffneter Konflikte* (2/2014)

- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Krieg mit der Natur? Militärische Einsätze zwischen Beherrschung des Geländes und Bewahrung der Umwelt* (2013)
- Thomas SCHIRRMACHER/ Edwin R. MICEWSKI (Hg.): *Ethik im Kontext individueller Verantwortung und militärischer Führung* (2012)
- Gerhard MARCHL/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Westliche, universelle oder christliche Werte? Menschenrechte, Migration, Friedenspolitik im Europa des 21. Jahrhunderts* (2012)
- Christian WAGNSONNER/ Petrus BSTEH (Hg.): *Vom „christlichen Abendland“ zum „Europa der vielen Religionen“* (2012)
- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Militärische Kulturen* (2/2014)
- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Star Trek für Auslandseinsätze? Konfliktstrategien und Lösungsansätze für reale Probleme in Science Fiction* (2011)
- Stefan GUGEREL/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Bio-Tötung* (2011)
- Gerhard MARCHL (Hg.): *Der Klimawandel als Gefahr für Frieden und Sicherheit* (2011)
- Petrus BSTEH/ Werner FREISTETTER/ Astrid INGRUBER (Hg.): *Die Vielfalt der Religionen im Nahen und Mittleren Osten. Dialogkultur und Konfliktpotential an den Ursprüngen* (2010)
- Gerhard MARCHL (Hg.): *Die EU auf dem Weg zur Militärmacht?* (2010)
- Gerhard DABRINGER (Hg.): *Ethical and Legal Aspects of Unmanned Systems. Interviews* (2010)
- Werner FREISTETTER/ Christian WAGNSONNER: *Friede und Militär aus christlicher Sicht I* (2010)
- Stefan GUGEREL/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Astronomie und Gott?* (2/2014)
- Werner FREISTETTER/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Raketen – Weltraum – Ethik* (2010)
- Werner FREISTETTER/ Bastian Ringo PETROWSKI/ Christian WAGNSONNER: *Religionen und militärische Einsätze I* (2009)

ISBN: 978-3-902761-31-6